

hefte für Büchereiwesen

Der Volksbibliothekar und die Bücherhalle

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle
für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung **hans hofmann**



heft 2

Der Mitteilungen 12. Band

Österreichischer Bundesverlag
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst
(vorm. Österreichischer Schulbuchverlag)
Wien 1928 Leipzig

Bezugsbedingungen

Preis des Jahrganges, 6 Hefte im Umfange von 21 Bogen, 6 Goldmark; Einzelhefte 1.50 Goldmark. — Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und ihrer Unterverbände sowie der Preussischen Volksbüchereivereinigung erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Die Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare sowie die Mitglieder der der Zentralstelle angeschlossenen Landesvolksbildungsorganisationen erhalten bei Bezug durch Vermittlung ihrer Verbände bedeutende Ermäßigungen

★

Sitz des Verlages: Wien, 1. Bezirk, Schwarzenbergstraße 5

Sitz der Schriftleitung: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Inhalt dieses Heftes

Berufskunde: Maß und Ordnung. Wesen und Stellung des Bauerntums im Volksaufbau — Über die Gruppierung der erzählenden Literatur — Die Welt um Deutschland. Ein politisch-geographisches Bücherverzeichnis über die außerdeutsche Staatenwelt. Bücherkunde: Romane, Erzählungen, Lebensbilder — Norddeutsche Erzähler — Ballade und Lied — Weltpolitische Literatur für kleine und mittlere Büchereien. Berichte, Mitteilungen: Unsere fahrbare Bücherei an der Saar — Stadtbücherei Plauen — Zum Besprechungswesen der „Hefte“ — Staatsprüfung — Lehrgänge — Neuerscheinungen u. a.

Hilfsmittel für den Bestandsaufbau

SCHÖNE LITERATUR. ROMANE UND ERZÄHLUNGEN. Katalog der Stadtbücherei Hagen i. Westf. Zugleich ein Hilfsmittel für den Bestandsaufbau der volkstümlichen Büchereien. Bearbeitet von Dr. Rudolf Angermann. Herausgegeben von der Beratungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen.

Mit Preisschlüssel. 125 Seiten. Preis RM 1.—

DIE WELT UM DEUTSCHLAND. Ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur aus den Gebieten der Geographie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zum Verständnis der weltpolitischen Fragen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Mit einführenden Vorbemerkungen zu den Hauptabschnitten und ausführlichen Charakteristiken der einzelnen Werke. Bearbeitet in Verbindung mit anderen von Dr. Peter Langendorf. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle (Deutsche Volksbibliographie). 136 Seiten. Preis RM 2.—

DEUTSCHLAND. DEUTSCHES LAND UND VOLK. Ein Verzeichnis der Literatur über Deutschland als Ganzes, das deutsche Volk, die deutschen Landschaften und ihre Schönheiten. Bearbeitet von Dr. Gustav Dröschner. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle. (Deutsche Volksbibliographie). IM DRUCK. In dringenden Fällen können Druckfahnen leihweise abgegeben werden.

Vollständiges Verzeichnis der „Deutschen Volksbibliographie, Hilfsmittel für den Bestandsaufbau“ unberechnet

DEUTSCHE ZENTRALSTELLE FÜR VOLKSTÜMLICHES
BÜCHEREIWESEN LEIPZIG N 22 RICHTERSTRASSE 8

Hefte für Büchereiwesen

Mitteilungen

der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung: Hans Hofmann

12. Band

Heft 2

Berufskunde

Maß und Ordnung

Wesen und Stellung des Bauerntums im Volksaufbau

Vorbemerkung: Im folgenden veröffentlichen wir einen Vortrag, den Dr. Georg Koch, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Siegen, im Oktober 1927 in einem Freundeskreis der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle gehalten hat. Der Vortrag ist auch in den Hessischen Blättern für Volkstunde, XXVI. Jahrgang, zum Abdruck gelangt. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit zugleich auf einige andere, in der Übersicht am Schluß bezeichnete Arbeiten des Verfassers. Seine gesammelten Aufsätze zur Volksbildungsfrage werden demnächst unter dem Titel „Der Volkshochschulgedanke“ im Neuenberg-Verlag zu Kassel erscheinen. Die Schriftleitung

I.

Eine Erscheinung wie das Bauerntum können wir nur dann tiefer zu verstehen hoffen, wenn wir uns von vornherein darauf einrichten, daß wir es bei ihm nicht mit einer einheitlichen, sondern mit einer zusammengesetzten, aus verschiedenen seelischen Elementen zusammengewachsenen Größe zu tun haben. Das Bauerntum gleicht einem Stück Erdoberfläche, auf dem die Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Schichten abgelagert haben, nur daß bei ihm nicht bloß die oberste, sondern alle Schichten heute noch irgendwie lebendig sind und ihre besonderen Kräfte regen. Auch das Bauerntum ist kein ausgeklügeltes Buch, sondern ist Menschentum mit seinem Widerspruch. Von der bäuerlichen Seele in ihren verschiedenen Schichten und Lagerungen wollen wir uns ein Bild zu machen suchen, indem wir nach dem tieferen Sinn von Maß und Ordnung im bäuerlichen Seelenleben und nach dem Wandel dieses Sinnes durch die Zeiten fragen.

Schiller unterscheidet in seiner bekannten Abhandlung den „naiven“ und den „fentimentalischen“ Menschen. Wir können von dieser Unterscheidung ausgehen, tun dann aber gut, für unseren besonderen Zweck die einfache

Zweitteilung zu erweitern, indem wir, durchaus im Sinne ihres Urhebers, noch den dritten Begriff des „reflektierten“ Menschen einführen. Wenn wir (mit Herbart) die „Reflexion“ verstehen dürfen als „die Zurückbeugung des Gedankenlaufes auf einen bestimmten Punkt“, so können wir, je nachdem dieser Punkt innerhalb oder außerhalb des Bewußtseins liegt, unterscheiden zwischen dem in sich selbst und dem auf die Außenwelt reflektierten, dem ideal und dem real reflektierten Menschen. Der ideal reflektierte ist nichts anderes als Schillers „sentimentalischer“ Mensch. Den ihm gegenübergestellten „naiven“ können wir als den unreflektierten Menschen bezeichnen.

Wodurch unterscheiden sich nun diese beiden — oder diese drei Menschenarten? Wir antworten vorläufig kurz: durch ihre Stellung zum Begebenen. Dem unreflektierten, naiven Menschen sind Ich und Welt einfache Begebenheiten, die er hinnimmt, wie sie sind, als im wesentlichen fertige Größen. Dem reflektierten Menschen sind sie nicht Begebenheiten, sondern Aufgegebenheiten. Dem real reflektierten ist die Außenwelt, dem ideal reflektierten die Innenwelt des Ich Aufgabe. Welt und Ich sind ihnen nicht etwas, das man hinnimmt, wie es ist, sondern etwas Unfertiges, durch den Menschen erst noch zu Gestaltendes. Wir pflegen es so auszudrücken: Der unreflektierte, naive Mensch ist der Mensch der „Natur“, der reflektierte beider Sattungen ist der Mensch der „Kultur“ (Schiller: „Kunst“), in der er die Natur stetig über sich selbst hinaus zu steigern beflissen ist. — In Faust und dem unberührten Gretchen stehen beide Menschenarten in ziemlich reiner Ausprägung nebeneinander.

Wir haben mit dieser kurz andeutenden Unterscheidung nun den Begriff gewonnen, auf den unsere Betrachtung sich gründen muß: der unreflektierte, unmittelbar aus der Natur lebende, naive Mensch ist der Mensch des „Völkertums“. Um das Bauerntum zu verstehen, müssen wir ja zunächst den Sinn des Völkertums verstehen. Nicht als ob Bauerntum ohne weiteres Völkertum im angeedeuteten Sinne wäre! Nein, im Bauerntum aller Zeiten ruhen Elemente, die dem Wesen des Völkertums im Sinne des Naiven geradezu entgegengesetzt sind und auf die wir noch zu sprechen kommen. Wir können deshalb nicht sagen, daß Bauerntum Völkertum sei, sondern höchstens, daß im Bauerntum Völkertum enthalten sei. Und unsere Frage wird zunächst eben die sein, ob und worin unser heutiges deutsches Bauerntum noch die Art echten Völkertums, d. h. naiven Menschentums im angeedeuteten Sinne in sich darstelle.

Schiller bezeichnet als reinste Ausprägung des naiven Menschen den Menschen des klassischen Altertums. Wir brauchen hier nicht danach zu fragen, wie weit dieses Urteil in seiner Allgemeinheit etwa vor heutiger Geschichtsbetrachtung noch besteht. Uns beschäftigt nicht die Frage der Altertumswissenschaft, sondern lediglich das Bild, das mit Hilfe des Altertums ein

Geist wie Schiller uns vom naiven Menschen zeichnet. Der Grieche ist ihm das Urbild des naiven Menschen durch seine unreflektierte Natürllichkeit, seine Verbundenheit mit der Natur als dem in und außer dem Menschen einfach Gegebenen. Diese kindliche Naturverbundenheit zeigt sich in jener Ruhe der inneren und äußeren Haltung, die wir noch heute als das eigentlich Klassische empfinden. — Der reflektierte Mensch ist der Mensch der Unruhe. Der ideal Reflektierte ist so tief erfüllt von dem Bilde nicht des, das er ist, sondern des, das er werden soll, daß sein innerstes Denken immer wieder über die Gegenwart hinausdrängt in die erhoffte, die zu erringende bessere Zukunft. Diese stete Ausschau aber, dieses Drängen und Sehnen verfehlt sein Inneres in einen nur vorübergehend unterbrochenen Zustand der Unruhe. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ Der real Reflektierte ist ähnlich erfüllt von dem Bilde seiner realen Welt, nicht wie sie ist, sondern wie sie unter seinen Händen werden soll; das Ergebnis ist die gleiche, wenn auch anders gerichtete innere Unruhe. Der ideal Reflektierte sieht sich und seines gleichen, der real Reflektierte sieht die dingliche Umwelt unfertig, beider Blick geht unbegrenzt über das Gegebene hinaus. Anders der Grieche. Sein Auge, seine Haltung, seine Bewegungen verraten innere Ruhe und inneres Maß. Seine Hötters- und Siegerstatuen drängen nicht nach erreichbaren Fernen. Nicht als ob der Sturm der Leidenschaft seinem Wesen fremd wäre, aber er erlebt und begreift die Tiefe seines Wesens nicht in der Leidenschaft, sondern in Ruhe und Maß.

Im deutschen Bauerntum liegt ein Stück Griechentum, weil und soweit in ihm dasselbe innere Maß liegt und weil dieses Maß aus der gleichen Quelle fließt wie dort: aus der Ruhe einer nicht vorwärtsdrängenden, sondern im gegenwärtig Gegebenen befriedeten Seele. Das zeigt sich in jenem eigenartig bäuerlichen Selbstgefühl, dem das eigene Ich wesentlich nur als fertiges, abgeschlossenes Ganzes zum Bewußtsein kommt. Nichts berührt im allgemeinen dieses Selbstgefühl, wo es noch ungebrochen ist, fremder als etwa das Pauluswort vom „immer bölliger werden“ oder das Lutherwort von dem Christen, der „im Werden stehe, nicht im Wordensein“. Solche Worte sehen eine innere Spannung des seelischen Wesens, eine seelische Unruhe voraus, die der Bauer im allgemeinen so wenig kennt wie der Grieche klassischer Prägung. Beide sind in sich befriedet wie das Kind, das am Felbrain Blumen pflückt und das in keiner Weise über die Gegenwart seiner Blumen hinaussieht, das in der einfachen Gegebenheit der Stunde lebt. So ist Bauerntum wie Griechentum befriedet in sich selbst. Es kennt keine Faustmonologe. Seiner Art entsprechen eher die Reden homerischer Helden in ihrer naiv geschlossenen Selbstsicherheit. Der typische Bauer fühlt sich als fertiges Ganzes, vielleicht nicht fehlerlos, aber abgeschlossen. Im Werden sieht er nur seine unmündigen Kinder. Hinter diesem

Selbstgefühl steht die unerschütterte, die „klassische“ Ruhe des innerlich nicht zerrissenen, nicht gespannten Bewußtseins. Es ist dieselbe Ruhe, die den typischen Bauer nüchtern stehen läßt mitten zwischen Wogen ethischer Begeisterung. Diese Begeisterung strömt ja aus einer Spannung zwischen Begebenheit und Ideal, Natur und Geist, die im allgemeinen außerhalb seines Erlebnistreifes liegt. Es hieße mit falschem Maße messen, wollte man solche Nüchternheit ohne weiteres Kälte nennen. Der Mensch des Volkstums verfügt über Gefühlswärme wie der Mensch moderner Geistigkeit, nur ist es eine andere als die des Idealismus, es ist die elementare, die unmittelbar der Natur entströmende. Es ist nicht das lodernbe Feuer des begeisterten Liebes, sondern jenes stillere, wie es etwa im unmittelbaren Mitgefühl mit Leiden sich äußert.

Dieses innere Maß, wie es in der Ruhe der Seele gründet, offenbart sich auch in jener Gemessenheit, die schon das äußere Bild der Dorfstraße so auffallend unterscheidet von dem der Straße in der Stadt. Auch der Bauersmann, der dort gemessen schreitet, kennt natürlich so gut wie der Grieche die Leidenschaft, den Sturm der Sinne. Aber so wenig wie jener wird er jemals, wie so oft der moderne Gebildete, die Maßlosigkeit dieses Sturmes preisen. Loben wird er stets nur Maß und Gemessenheit. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf Einzelbelege eingehen. L'Houet widmet ihnen in seiner „Psychologie des Bauerntums“ zwei ganze Kapitel. Man könnte mit ihnen ein Buch füllen, etwa unter dem Leitwort: „Zu wenig und zu viel verderben alle Spiel“.

Hier aber müssen wir uns noch einer besonderen Ausprägung des Maßgedankens zuwenden, die das Bauerntum noch einmal ganz eng mit dem Griechentum verbindet. Es ist die Plastik, die Gestalthaftigkeit der Vorstellungsweise. Der reflektierte Mensch sieht als solcher die Dinge im Raum nicht rein gestalthaft, nicht in ihren sinnlich realen Grenzen und Maßen, sondern im Lichte des Allgemeinbegriffs, der Abstraktion: der ideal reflektierte im Lichte des, was sie für das Reich des Wahren, Guten und Schönen, der real reflektierte im Lichte des, was sie für seine Pläne bedeuten. Beide sehen gleichsam durch die Leblichkeit der Dinge hindurch, ihr Blick findet keinen Widerstand an der Oberfläche. Der Gedanke verschlingt die Gestalt. Anders der naive Mensch. Sein Blick haftet auf den Dingen, wie sie sind, in ihrer vollen sinnlichen Begebenheit. So sieht das Bauerntum die Dinge und Menschen gestalthaft. Seine Sprache ist heute noch gefüllt mit Bildern. Auch die allgemeine Wahrheit findet in bäuerlichen Sprichwörtern und Redensarten ihren bildhaften, plastischen Ausdruck. Seine Beweise führt der rechte Bauer nicht mit allgemeinen Ableitungen, sondern mit dem sinnlich anschaulichen Einzelbeispiel. Das gesellschaftliche, das religiöse, das Rechtsleben des Dorfes war und ist weithin noch heute durchseht von

einer Fülle bildkräftiger Symbole. Ja, bis in die innersten sittlichen Antriebe hinein wirkt die Kraft der plastischen Schau. In Gotthelfs „Uli der Knecht“ will die Bäuerin ihren Mann zum Fleiß antreiben. Sie tut es nicht mit allgemeinen Ermahnungen, sondern mit dem plastischen Hinweis auf solche, die es verkehrt machen. „Sie wisse Leute, die nicht fertig würden, und wenn der Herbst bis Fasnacht dauern würde. Die meinten, es sei eine Sünde, wenn sie nicht etwas den ganzen Winter draußen ließen, Kartoffeln, Rüben, Rübli, oder sollten es nur die Bohnensteden sein.“ Der Blick auf das plastische Bild der Faulen bedeutet stärksten inneren Antrieb. So kann man geradezu sagen, daß die ethische Haltung des Bauerntums ganz stark getragen ist von einem ästhetischen Element, ganz im Sinne von Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Der oberheffische Bauer wenigstens wird sehr oft seine Mißbilligung ausdrücken nicht in dem unmittelbar ethischen Urteil „Doas eas nit räyt, sondern in dem ästhetisch-ethischen „Doas hot kaⁿ Onseh“, doas hot kaⁿ O^rt, doas stitt nit. Auch der kategorische Imperativ wird ihm erst recht lebendig im ästhetischen Element der plastischen Anschauung.

Wir können auch hier nicht auf die Menge der Einzelbeziehungen eingehen. Es kommt uns ja nicht so sehr auf das einzelne an als auf das im einzelnen sich äuernde Gesetz, auf das ihm zugrunde liegende Urphänomen menschlicher Wesensart und seine richtige Einordnung in das Ganze der Erscheinung. Das Urphänomen aber ist hier der naive Mensch in einer bestimmten Seite seines Wesens, wie sie den heutigen Bauer alter Art ganz dicht neben den Griechen Schillers stellt, dessen weltgeschichtliche Bedeutung ja bis auf diesen Tag mit seinem Maßgedanken aufs innigste verknüpft, ja ohne ihn nicht denkbar ist. Es ist dieser Maßgedanke, der in einer Geschichte von Jahrtausenden sich auseinandersetzt mit dem Gedanken des Unendlichen und Grenzenlosen, schon im Griechentum selber, später durch die mannigfaltigen geschichtlichen Formen von Scholastik und Mystik hindurch bis auf den Gegensatz von Klassik und Romantik, wie er das neunzehnte Jahrhundert einleitet und wie er heute wieder neu aufgelebt ist und in irgendwelcher Gestalt lebendig bleiben wird bis ans Ende der Tage. Das Bauerntum aber gehört in dieser Auseinandersetzung als Ganzes durchaus auf die Seite der Klassik und der Scholastik und des Maßes. Und es wird auf dieser Seite des Gegensatzes, der ja innerhalb des Menschentums ein polarer, notwendiger ist, seine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen haben wie, in ideellerer Sphäre, das klassische Griechentum die seine, — eine Aufgabe, nicht minder bedeutsam als die, der auf der andern Seite der „faustische“ Bildungsgedanke sich zugetwandt hat und in deren Dienst der Gebildete unserer Zeit sich nur allzu gern als den alleinigen Träger aller Menschenbildung fühlt und gibt.

2.

Der naive Mensch, so sahen wir, unterscheidet sich vom reflektierten dadurch, daß Ich und Welt ihm einfache Begebenheiten sind, die er hin- nimmt, wie sie sind, als im wesentlichen fertige Größen. Was das für das Ich-Gefühl des Bauern alter Art als Menschen des Volkstums bedeutet, haben wir uns anschaulich zu machen gesucht. Was bedeutet es, so muß unsere zweite Frage lauten, für sein Weltgefühl?

Der moderne, reflektierte Mensch sieht das Ganze der Welt, in ihrem kosmischen wie sozialen Sinne, niemals als bloße Begebenheit, sondern immer zugleich als Aufgabe. Seine Gedanken sind darauf gerichtet, wie er die Welt und ihre Kräfte beherrschen und durch Beherrschung steigern könne. Ursprüngliches Volkstum, wie es auch im Bauerntum weiterlebt, bedeutet auch hier wieder das genaue Gegenteil des modernen Menschen. Ihm ist die Weltordnung die überragende, ehrfurchtgebietende, fertig gegebene Großwirklichkeit des Lebens. Ihr gegenüber kann es die dreiste Haltung des Angreifers und Bezwingers überhaupt nicht geben. Ihr gegenüber gibt es nur die bescheidene Haltung eines folgamen Sicheinordnens.

Ich habe früher als die führende Kraft auf dem Grunde der bäuerlichen Seele die Ordnungsidee bezeichnet¹. Heute möchte ich diesen Satz etwas genauer fassen. Die Ordnungsidee scheint mir heute grundlegend nicht erst im Bauerntum, sondern in allem ursprünglichen Volkstum, auch dem vordäuerlichen. Sie hat nur, wie wir später sehen werden, im Bauerntum noch einmal eine besondere Ausprägung erfahren. Die überragende Macht des Ordnungsgedankens aber muß schon dem naiven Menschen, noch abgesehen von allem Ackerbau, ganz von selbst sich aufdrängen. Daß ein Ganzes, sei es das der Natur oder das der menschlichen Gemeinschaft, nur in Ordnung bestehen kann, gehört zu den elementarsten Erfahrungen des Menschenlebens, gehört — man könnte sagen: zur Offenbarung der Menschheit. So ist es auch Offenbarung, daß das in ein solches Ganzes hineingestellte lebendige Einzelwesen in ihm nur bestehen kann bei williger Einordnung seiner selbst in das irgendwie geordnete Ganze. In dieser geordneten Welt ist der menschliche Ordnungsgedanke einfach eine Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes.

Und noch ein Zweites möchte ich in der Ordnungsidee, wie sie auch das Bauerntum beherrscht, heute genauer fassen. Der Ordnungsgedanke scheint mir, vom Menschen her gesehen, heute nicht mehr eine einfache Größe vorzustellen, sondern in sich selbst zwei Stufen zu enthalten: eine ältere Stufe, der auf Seite des Menschen Einordnung, und eine jüngere, der auf Seite des Menschen Unterordnung entspricht. Als Einordnung bezeichne ich dabei

¹ Bauernkultur (Heftliche Blätter für Volkstunde, Bd. XXIII, 1924).

alles freie und selbstverständliche, weil aus der Lage natürlich sich ergebende Eingehen auf die Ordnung des Ganzen, jenes Eingehen schon aus dem bloßen Trieb der Selbsterhaltung heraus. Der Mensch, dem es eines Tages einfiel, der Weltordnung etwa damit Trost zu bieten, daß er am Tage schlief und bei Nacht seinen Acker baute oder Beeren suchte, würde ja durch die Erfahrung bald genug zur Einordnung in die Ordnung des Ganzen zurückgeführt werden.

Das Bezeichnende in der Beziehung des Menschen zum Ganzen der Welt und des Lebens, die wir Einordnung nennen, scheint mir nun darin zu liegen, daß hier zwei Wesen, ein großes und ein kleines, in ein Verhältnis zueinander treten, deren jedes in seinen wesentlichen Bestimmungen fertig und unveränderlich gegeben ist und die nur durch die sachliche Notwendigkeit, daß die Ordnung gewahrt werde, aneinander interessiert sind. Wir dachten ja zum Eingang der grundlegenden Bedeutung der Begebenheit für den naiven Menschen. Weder die Welt noch der einzelne wird in irgend einer Weise als Aufgabe gesehen. Daß das Begebene geachtet, daß die das Begebene sichernde Ordnung gewahrt werde, darauf allein kommt es an. Recht leben heißt, in die bestehende Ordnung des Begebenen, des kosmischen wie des sozialen Ganzen, recht sich einordnen. Was das so sich einordnende Wesen in sich trägt und innerlich darstellt, seinen seelischen Gehalt, sein Gefühlsleben oder wie wir's nennen wollen, ist eine Privat Sache, die mit dem großen Grundgesetz des Daseins wenigstens unmittelbar nichts zu tun hat. Der recht beschaffene Mensch ist nicht der Mensch bestimmter innerer Qualitäten, sondern der in die Ordnung des Ganzen sich willig einfügende, der „ordentliche“ Mensch.

Wir können diese Ursicht der Ordnungsidee im Gedanken der Einordnung in einem hier ungebrochen volkstümlich gebliebenen Bauerntum noch sehr deutlich wahrnehmen. Die Innerlichkeit des persönlichen Bewußtseins als letzter Norm mehr oder weniger bewußt abgelehnt wird. Man könnte hier, in engem Zusammenhang mit dem Gedanken des Maßes, von einem naiv volkstümlichen Urgedanken des „ethischen Spielraums“ sprechen. Wo es bei der sittlichen Entschliebung grundsätzlich nicht auf die Innerlichkeit des einzelnen ankommt, sondern gleichsam nur auf seine ordnungsgemäß richtige Stellung im Raum, seine richtige Einordnung in das Ganze, damit das Ganze und durch das Ganze dann auch wieder der einzelne nicht Schaden leide, da braucht die Einordnung natürlich nur so weit zu gehen, als es der Bestand des Ganzen unbedingt erfordert, da ist der freien Bewegung des einzelnen weit größerer Spielraum gelassen als dort, wo dieser die Kompaßnadel seines Weges in der eignen Brust trägt und wo schon eine geringe Abweichung vom Wege, auch eine solche, die die Ordnung des Ganzen nicht unmittelbar stört, den

Zeiger in Unruhe verfehlt. Weder das Naturganze noch das soziale Ganze nehmen ja Schaden durch eine kleine Abweichung etwa vom Weg der strengen Wahrhaftigkeit oder Ehrlichkeit, die im sichtbaren Leben keine weiteren Folgen nach sich zieht. „Es schadet ja nichts!“

Im Bereich dieser naiven Einordnungsethik wird, was andere Bewusstseinshaftigkeit nennen, leicht als Kleinlichkeit, als Pedanterie empfunden. Den ethischen Idealisten, den bewußten Christen regiert die sittliche Norm oder das Bewußtsein von innen her, gleichsam zentralistisch-absolutistisch; den Menschen der bloßen Einordnung regiert von außen her die Idee des Ganzen, und sie regiert liberal, sie läßt dem Belieben des einzelnen Spielraum, wenn nur die Ordnungsgrundlage des Ganzen geachtet bleibt. So kann es für den Pfarrer oder Lehrer im Dorfe ein hohes Lob sein, wenn er als „liberaler“ Mann gepriesen wird. Als liberal wird man so auch den kirchlich Altgläubigen oder politisch Konservativen rühmen, wenn er, bei persönlicher Güte, es mit dem Leben der seiner Fürsorge Anvertrauten nicht allzu genau nimmt, wenn er sich nicht in zu viele Dinge hineinmischet, wenn er — Spielraum zu lassen weiß. „Das ist ein rechter Mann“, so hörte ich im Wirtshaus an der Landstraße einen Gast den Pfarrer seines Dorfes loben, „der predigt sein Evangelium und läßt Welt Welt sein“. Es hätte auch heißen können: „ein liberaler Mann!“

Ja, wenn mit Ordnung und Einordnung nur die Würde des Ganzen sichergestellt ist, dann kann ein Verzicht auf jenen ethischen Spielraum um des Bewußtseins willen unter Umständen nicht bloße Pedanterie, sondern einen bedenklichen Hochmut verraten. Man möchte dann besser sein als die andern, ja besser als der Wille des Ganzen selbst, der sich seinerseits mit unserer willigen Einordnung in das Gesamtgefüge ja völlig zufriedен gibt. Nicht nur der Dorfgeist, auch der in manchem ähnlich naive Geist der Fabrik erträgt ja oft nur widerstrebend das Einzelgewissen, das sich über die Ordnung des Ganzen hinaus in reiner Innerlichkeit gebunden fühlt und den „Spielraum“ ablehnt. Es wäre ein allzu bequemes Verfahren, wollten wir diese bekannte Erscheinung als „Mißgünst“ oder dergleichen kurzerhand moralisierend abtun; auf ihrem Grunde ruht eine Welt- und Lebensbetrachtung, ruht jene Ethik oder Religion der Einordnung, der Lebensgestaltung nicht von der Innerlichkeit des Einzelmenschen, sondern allein vom Befehl des Ganzen in der Ordnung aus.

Doch Liberalismus ist nicht Anarchie. Aller Spielraum hat seine Grenze. Diese Grenze aber im einzelnen Falle mit dem richtigen Takt abzuschätzen, bleibt nun doch dem einzelnen überlassen, dem maßgeübten einzelnen, dessen wir bereits gedenkten. Und es ist auf dem Boden dieser Betrachtung das Zeichen der Reife, bei der gefühlmäßigen Festsetzung dieser Grenze in jedem einzelnen Falle „ab- und zutun“ zu können, das rechte Augenmaß zu

beweisen¹. Augenmaß wird weniger erlernt als ererbt. Hier liegt etwas von der öfter beachteten Vornehmheit altbäuerlichen Wesens. Alter Adel bewegt sich nicht nach Zählen und Kommando.

Man könnte das Ideal dieser Lebensbetrachtung den „gefügigen“ Menschen nennen, im Unterschied vom „gehorsamen“. Aus Unterordnung, wie sie uns alsbald beschäftigen soll, geht der gehorsame, aus Einordnung der gefügte Mensch hervor. Es spricht manches dafür, am Anfang auch der Religionsgeschichte nicht den gehorsamen, sondern den gefügigen, den in das Weltgefüge sich einfügenden Menschen zu sehen. Gewiß nicht in der überwiegend rationalen Form von heute, sondern irgendwie auf mystischem Grunde. Aber wir wissen ja von jenen Anfängen noch so wenig Gewisses, daß wir besser tun, auf dem Boden des geschichtlich Erreichbaren zu bleiben. Hier aber begegnet uns der gefügte Mensch schon frühe. In der Welt des mittelalterlichen deutschen Bauern spielt „Fug“ und „Gefügigkeit“ nach Austweis der Sprache eine noch weit größere Rolle als heute. So sagt in Werner des Bärtners „Meier Helmbrecht“, jenem kleinen Bauernepos aus dem 13. Jahrhundert, der alte Bauer: „Ich bin wol so geflüege, daz ichz kan vermeiden“ (einen Blinden zu schlagen. V. 1406 f.).

Aus gefügiger Einordnung in das gegebene Ganze ist die Sitte erwachsen, die ja das Leben allen Volkstums stark bestimmt. Ihre Herkunft aus der Einordnung tritt darin zutage, daß — im Unterschied von Gebot und Befehl — ihre Befolgung bis heute eine freie ist und Spielraum läßt. Sie ist das Ergebnis einer jahrhundertes- und jahrtausendelangen Übung des Augenmaßes, sie ist gleichsam kristallisiertes Augenmaß. Wir können ihrer hier nur kurz gedenken als eines besonders eindrucksvollen Zeugen für die Kraft des Einordnungsgedankens im volkstümlich bäuerlichen Leben.

3-

Man könnte nach dem Bisherigen die volkstümlich bäuerliche Lebenslehre abschließend als eine Maß- und Ordnungslehre im Dienste der Wohlfahrt des Ganzen und durch es des einzelnen bezeichnen, wie sie zu aller Zeit aus dem elementaren Trieb der Selbsterhaltung hervorgehen muß. Aber unsere bisher absichtlich allzusehr vereinfachende Darstellung verlangt nun doch eine Erweiterung, die das gewonnene Bild nicht auslöscht, aber in ganz neue Zusammenhänge rückt. Wir haben ja bisher das Jahrtausend christlicher Geschichte außer Betracht gelassen, auf dem unser heutiges deutsches Bauerntum ebenso ruht wie auf jener elementar menschlichen Ganzheitslehre.

Wenn wir nun damit ein zweites Element bäuerlicher Lebenslehre ins Auge fassen wollen, so müssen wir zunächst das Mißverständnis abwehren,

¹ Vgl. meinen Aufsatz „Der maatj obb ean zou se duh“ (Volk und Scholle, Jahrgang 3, Heft 7, 1925). — Auch „Neubert“, VII. Jahrgang 1926, S. 425 ff.

als folle jenes bisher betrachtete erste Element mit der vorchristlichen Religion des deutschen Bauern gleichgesetzt werden. Wir wissen vom eigentlichen Wesen, d. h. von der seelischen Haltung altgermanischer Religion doch wohl zu wenig, um sie als wirklich gegebene Größe in die Betrachtung einstellen zu können. Daß auch in ihr jener elementar menschliche Ganzheitsgedanke mit gelegen hat, ist ohne weiteres anzunehmen. Das religiöse Sondergut aber, das über ihn hinauslag, läßt sich heute unmöglich noch herauslösen aus der christlichen Volkstreligion, in die es ohne Zweifel zu einem Teil mit eingegangen ist. Was wir heute noch zu sondern versuchen können, ist, von Aufendungen abgesehen, nicht eine altheidnische und eine christliche Religionsstufe, sondern nur jene allem nahesten Volkstum eigene Ganzheitslehre und ein Gottesglaube, der gewiß ein gut Teil vorchristlich-germanischer Erbschaft weiterführt, der aber heute im ganzen doch als christlich bezeichnet werden darf und jedenfalls selbst bezeichnet werden will.

Dieser Glaube aber übt auf die bisher betrachtete Ganzheitslehre des naiv religiösen Menschen einen tiefgehenden Einfluß aus. Er bewirkt zunächst eine außerordentliche Stärkung des in ihr von Anfang an so bedeutsamen Ordnungsgedankens. Ihm ist ja Gott Schöpfer und Erhalter der Welt und damit persönlicher Bürge der Weltordnung. Diese Ordnung muß dadurch, daß sie als Ausfluß eines heiligen Gotteswillens erfaßt wird, überaus an Nachdruck gewinnen. Hinter ihr ehrwürdiges Gefüge tritt der Uretwige mit seinem ehernen „Du sollst“: Du sollst dich vor der Ordnung der Welt, sollst vor meiner Ordnung dich beugen! Das Gewicht dieses Gebotes führt zu einer Straffung des Ordnungsgedankens, die bis zu einem Wandel seines Sinnes geht. Er ruht nun nicht mehr auf dem unbestimmten Ganzheitserlebnis, sondern auf dem bestimmten Gotteserlebnis, auf dem Anspruch eines klar persönlichen Gotteswillens. Einer unpersönlichen oder zwischen Persönlichkeit und Unpersönlichkeit unbestimmt schwebenden Ganzheit fügt man sich, einem persönlichen Willen gehorcht man. Das Verhalten des Menschen zur Welt- und Lebensordnung wird aus unbestimmter Einordnung zu bestimmter Unterordnung. In dem ernsthaft ergriffenen Gottesgedanken verliert der Gedanke des ethischen Spielraums seine Bedeutung. „Ich will mein Befehl in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben.“ Der liberale weicht einem zentralistisch-absolutistischen Ordnungsgedanken. Die bisherige, zwar ehrfürchtige, aber doch lose Bindung wird straff. Der Bekenner des christlichen Gottesglaubens fragt nicht mehr, ob eine kleine Lüge, eine kleine Unredlichkeit im Ganzen sich tragen lasse, ob sie das Gefüge der Gesamtordnung allzusehr störe oder nicht: das Verbot genügt.

Das Ergebnis solcher Unterordnung ist die Zucht. Als Selbstzucht bedeutet sie wieder Maß. Aber es ist jetzt nicht mehr das Maß, dessen wir zu Anfang gedachten und das nur die Auswirkung von innerer Ruhe und

Beschlossenheit darstellte, sondern ein gewolltes, ein aufgegebenes Maß; nicht mehr bloße naive Gemessenheit, sondern bewußte Mäßigung (sophrosyne). Mit der erhöhten Achtsamkeit und Wachsamkeit bildet sich weiter das Bewußtsein, die nicht nur ungefähr, sondern genau weisende Magnetnadel. Bewußtsein aber mit der Genauigkeit seines Anspruchs schließt die Bewußtseins-erwägung ein. Es birgt damit in sich ein ausgesprochen rationales Element. Behorsam, Zucht, Bewußtsein und Rationalität aber begründen nun eine in ganz neuer Weise aktive innere Haltung. Die Haltung des naiven Menschen war vorwiegend Reaktion auf die Begebenheit der Umwelt. Nun wird die Ordnung, die er bisher vorwiegend passiv erlebte, als sinnvolles Befehl zugleich ihm aufgegeben. Dem Befehl, der Aufgabe zu genügen, bedarf es einer kräftigeren Haltung als der bloßen Reaktion, bedarf es der Aktion, der Tat. Wir brauchen die Tragweite dieser aus der Unterordnung unter das Gottesgehehl entspringenden Aktivität nicht zu überschätzen. Sie ist noch weit entfernt von jener Spannkraft der Idee, die ins Unendliche weist. Aber sie bedeutet doch ein erstmaliges Verlassen der naiven Begebenheitsstufe, der einfachen, reaktiven Einfügung in das Ganze der Daseinsgegebenheit. Wo so nicht mehr nur naturhafte Reaktion, sondern Erwägung der Aufgabe und freier Entschluß die innere Haltung bestimmt, da müssen wir bereits vom reflektierten Menschen reden. Es ist noch nicht die Reflektiertheit eines der grenzenlosen Aufgabe zugekehrten Bewußtseins, noch geht der Blick nicht hinaus über die Grenzen einer in sich abgeschlossenen, fertigen Welt- und Lebensordnung; aber es ist doch schon die Reflektiertheit eines Bewußtseins, das nicht mehr aus bloßer Einordnung, sondern aus einem Lebensplan, aus einer Aufgabe heraus denkt und will. Wir können von einer Stufe schlichter Reflektiertheit sprechen. So bedeutet die Gottesordnung, auf unserem Boden der christliche Gottesglaube, eine erste Überwindung der Naivität, des Volkstums im Sinne reiner Kindheitsstufe.

Wir sehen: der Ordnungsgedanke wird durch den Gottesglauben mächtig gestärkt auf Kosten seines natürlichen Vaters, des Ganzheitsgedankens. Gott, der bis dahin verborgene Schöpfer und Träger, tritt aus dem Hintergrund hervor und nimmt dem etwas schwachen natürlichen Vater den Ordnungsgedanken aus der Hand, um ihn neu zu festigen. Der Ganzheitsgedanke wird damit nicht abgetan, aber er rückt an die zweite Stelle, wird aus dem Lehnsherrn ersten zum Lehnsherrn zweiten Ranges. Und bis auf den heutigen Tag sehen wir ehrfurchtgewohntes Bauerntum immer wieder unschlüssig, welchem der beiden Herren es folgen soll, dem strengen oder dem nachgiebigeren. Die breite Masse pflegt, wie in allem Volkstum, dem milderem Herrn den Vorzug zu geben. Dem gegenüber bedeutet aller bewußt religiöse Ernst, so auch die religiöse „Erweckung“ eines echten Pietismus, im Bauerntum in der Regel das Durchbrechen des strengen

Herrschaftsgedankens, die Bewegung von der Einordnung zur Unterordnung, von der Befügigkeit zum Behorsam hin.

Aber auch hier wird die Geltung des Ganzheitsgedankens nicht erschüttert. Im Gegenteil: Gott als der stärkere Bürge der Ordnung sichert erst recht auch das kosmische und soziale Ganze; er sichert es um so zuverlässiger, als bestimmte Unterordnung zuverlässiger ist wie unbestimmte Einordnung. Darum erschöpft sich die Aufgabe des einzelnen auch unter dem christlichen Gottesglauben, soweit wir ihn bisher in Betracht gezogen haben, zunächst nach wie vor in der Nötigung, im Tun und Lassen innerhalb jenes großen Ganzen der Welt- und Lebensordnung dem Ich jeweils die rechte Stelle anzuweisen, nur fehlt nicht mehr in laib loser Einfügung, sondern in bewußt straffem Behorsam. Das rechte Leben besteht zunächst weiter in der ordnungsgemäßen, gleichsam mathematisch richtigen Bewegung des Punktes, den das Einzel-Ich darstellt, im Raume des Welt- und Lebensganzen. Sichtbares Gleichnis der Lebenslehre ist die mathematische Himmelstunde. Wie diese nicht nach der Wesenheit der Weltkörper fragt, nicht nach ihrer Füllung, sondern nur nach ihrem Ort, ihrer Stellung und Bewegung im Raum, so fragt volkstümlich bäuerliche Lebenslehre auch unter dem christlichen Gottesgedanken, soweit wir sie bisher betrachtet haben, nicht nach dem Inhalt der menschlichen Einzelwesen, den wir Seele nennen, nicht nach ihrer Erfülltheit und Innerlichkeit, sondern nur nach ihrem rechten Verhalten, ihrer ordnungsgemäßen Bewegung im Ganzen der Welt und des Lebens. Man könnte sagen, volkstümlich bäuerliche Lebenslehre sei, auf ihrer rein naiven wie auf ihrer ersten christlichen Stufe, die ja ineinanderfließen, nicht Wesenlehre, sondern Verhältnislehre, sie ruhe letzten Grundes, um das tantische Schema anzuwenden, auf der Kategorie nicht der Qualität, sondern der Relation. Sie ist bereits „reflektiert“, aber auch in religiöser Hinsicht nur nach außen reflektiert, auf die Ordnung des Welt- und Lebensganzen. Sie kennt noch nicht die Reflektiertheit in sich selbst, noch nicht die Innerlichkeit und die Idealität.

4.

Wir werden zum Schluß noch auf eine weitere Einwirkung des Christentums zu achten haben, die in der Richtung der hier noch fehlenden Innerlichkeit und Idealität liegt. Vorher aber müssen wir noch einmal bei den beiden bisher betrachteten Stufen der Entwicklung verharren, die man die naiv volkstümliche und die eigensib christliche nennen könnte und die untereinander eng verbunden sind durch die gemeinsame Gründung auf den Gedanken von Maß und Ordnung, wenn auch in verschiedener Ausprägung dieses Gedankens. Wir haben ja bei der Behandlung dieser Stufen eine grundlegend wichtige Seite des Lebens bisher ganz vernach-

läufig: die wirtschaftliche. Wie verhält sich, so fragen wir also nun ergänzend, die Wirtschaft in ihrer jeweiligen Verfassung zu der betrachteten Lebenslehre?

Das Thema ist so umfassend, daß es eine besondere Behandlung verlanget. Hier, wo uns mehr am Aufbau des Ganzen liegt als an Fällung und Sachwert, dürfen wir uns auf Hauptsachen beschränken. Und da möchte ich nun die Vermutung aussprechen, daß unseren beiden Stufen des naiven und des eigentlich christlichen bäuerlichen Maß- und Ordnungsgedankens zwei Stufen der Wirtschaft entsprechen, die wir (in freiem Anschluß an Friedrich List) als die Stufe der Urtwirtschaft und die des Ackerbaus bezeichnen dürfen. Nicht als sollten die Stufen der Lebenslehre und die der Wirtschaft in irgendein Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander gesetzt werden. Nur nebeneinander betrachten wollen wir sie und dabei Berührungen beachten, ohne alle spekulativen Folgerungen.

a) Das Wesen des naiven Menschen, so sagten wir uns, beruht darin, daß er sich und die Welt als einfache Begebenheiten sieht, die er hinnimmt, wie sie sind. Aus dieser inneren Haltung ergab sich ihm jene in Maß und Einordnung sich zusammenfassende Lebenslehre. Seiner inneren Haltung entspricht deutlich die äußere Haltung des Menschen auf jener ersten Stufe der Wirtschaft, die man im Ganzen als Sammelwirtschaft bezeichnen kann. Der Mensch läßt auf dieser Stufe Nahrung und Kleidung im Ertrag von Wald, Wasser und Weide von der Natur sich schenken. Seine Tätigkeit beschränkt sich im wesentlichen auf einfache Hinnaahme des Gegebenen. Der Umfang schaffender (produktiver) Arbeit ist noch sehr gering. Die Ordnung seiner Welt verlangt noch keine tätige Grundhaltung, noch keinen tätigen Gehorsam, sondern nur freie, lose Einordnung in ihren Gang durch die Jahre und Jahreszeiten. Das Menschenleben hat noch Spielraum wie das Leben des Kindes; Wachen und Schlafen, Schweißen und Träumen, Ruhe, Spiel und Beschäftigung lösen einander ab in lockerer Ordnung. Wo nicht regelmäßige Arbeitsgewöhnung, sondern in der Hauptsache wechselnder Hunger und Durst zur Betätigung treibt, da herrscht wohl das Maß der inneren Ruhe, aber noch nicht das Gleichmaß der geregelten Zucht. So scheinen Lebenslehre und Wirtschaftsform der Urstufe in ihren verschiedenen Grundlinien geradezu ineinander einmünden zu wollen.

b) Eine ganz ähnliche Übereinstimmung finden wir zwischen der Lebenslehre und der Wirtschaftsform der zweiten Stufe, der Ordnungs- und Gesetzesstufe des eigentlich christlichen Volkstums und der Wirtschaftstufe des Ackerbaues. Auch das Leben des Ackerbauers gründet sich zwar noch, wie das des Menschen der Urtwirtschaft, auf Ordnung und Maß, auch ihm liegt zunächst noch fern der ungemessene Drang des Geistes über die heiligen Grenzpfähle des Naturgegebenen, Gottgegebenen hinaus. Aber ihm ist

innerhalb dieser Grenzpfähle doch schon eine Aufgabe zugefallen, innerhalb des Begebenen ein Aufgegebenes: der Acker.

Der Acker bedeutet die geregelte Arbeit und damit die Aktivierung des Lebens. Die Frucht wächst dem Menschen nicht mehr zu, vor die Ernte schiebt sich Saat und Pflege („Kultur“). Das Leben tritt aus dem Stadium der unregelmässigen, nur dem Naturantrieb antwortenden Reaktion in das der Aktion. Arbeit wird zum Inhalt, Fleiß zur Grundtugend des Menschenlebens. Das Leben wird von der Wirtschaft her zur Aufgabe, wie wir es vom Gottesglauben her zur Aufgabe werden sahen. Zum Gehorsam gegen die Ordnung des Gottesgebotes gefellt sich der Gehorsam gegen die Forderung des Ackers.

Der Acker bedeutet mit seiner geregelten, planmässigen Arbeit zugleich die Rationalisierung des Menschenlebens. Er begnügt sich nicht mit der losen Einordnung; der Gehorsam, den er verlangt, ist Unterordnung unter sein Befehl. Jede Jahreszeit, jeder Tag, jede Stunde hat ihre Bestimmung. Zum naiven Maß der inneren Ruhe, das die Urstufe kennzeichnet, tritt das gewollte Gleichmaß der inneren und äusseren Ordnung jetzt auch von der Arbeit her. Die Arbeitsordnung bringt in das Menschenleben etwas von Exaktheit, wenigstens in Anfängen. Ebenso wie ja auch die Lebenslehre der Unterordnung unter das Gebot sich nicht mehr mit der lockeren Einordnung begnügt, sondern ein Hören aufs Wort verlangt. Wieder reichen das Befehl des Ackers und das der Weltordnung sich die Hand. Beide haben ja einen Ursprung.

Eine Folge dieser grossen Rationalisierung des Lebens auf der Stufe des Ackerbaues ist der schwere, nüchterne Ernst, wie er sich über das ganze Bauernleben breitet — im Gegensatz zum Leben des reinen Naturmenschen. Ein Leben ursprünglicher Natur in Wald und Heide schwebt zwischen Höhen und Tiefen, zwischen Lust und Leid, zwischen Liebe und Haß. Mit dem Einbrechen des Pfluges, der „Kultur“, wandelt sich dieser Wechsel in einen ausgeglichenen Ernst. Bauerntum lacht wenig. Auch sein Singen ist stetig bedroht durch die Zweckhaftigkeit und Sorgenhaftigkeit seiner rationalen Lebensaufgabe. So legt ja auch die Gesetzesreligion einen Druck und eine Schwere über die Menschen. Ihr rationales Puritanertum ist dem Puritanertum der Pflugkultur aufs tiefste verwandt. Hier sehen wir's besonders deutlich, wie falsch es ist, Bauerntum als Ganzes ohne weiteres gleichzusetzen mit Volkstum im Sinne der Naivität. Bauerntum ist von seiner Religion und von seiner Arbeit her Puritanertum, Puritanertum aber ist das Gegenteil von Naivität.

Aber der Acker ist heute für den Bauer ja nicht nur Arbeitsstätte, sondern zugleich Eigentum. Wir sehen hier ab von dem durch die Jahrhunderte sich hinziehenden Wandel, dem das Recht am Acker unterworfen

war. Das Ergebnis aller Wandlungen ist heute jedenfalls ein Recht, das den Bauer zum Eigentümer seines Aekers macht. Das Bauerntum ist der starke, breite Hauptträger des Immobilienrechts. Recht aber ist Ordnung, und zwar exakte Ordnung in noch höherem Maße als die Ordnung seiner Arbeit. Schloß also schon die Arbeit am Acker eine mächtige Rationalisierung des Lebens in sich, so tut dies noch mehr das Recht am Acker. Zum Gottesgesetz gefeßt sich das Rechtsgesetz. Und das Rechtsgesetz läßt alsbald sich heiligen vom Gottesgesetz. Es gibt im rechten Bauerntum, soweit der Acker in Frage kommt, kein Eigentumsvergehen, sondern nur Eigentumsfrebel. Vergehen ist eine humane, Frebel eine religiöse Kategorie. Dem schlimmsten Eigentumsfrebler, dem Grenzsteinberrücker, versagt sich die Ruhe im Grabe. Um die Rationalität von Recht und Eigen legt so die bäuerliche Lebenslehre das unheimliche Halbdunkel des Ruminosen. Das Recht am Acker ist heilig bei aller seiner Rationalität, ja gerade in seiner Rationalität. Der moderne Mensch sucht die Maßstäbe des Heiligen im Innenraum der Persönlichkeit, sucht sie im Menschen, der Bauer sucht sie vorwiegend zwischen den Menschen, wie ja das Recht zwischen den Menschen walidet, auf jener Kategorie der Relation beruht, deren wir bereits gedachten.

Mit dem Acker tritt in das Leben des Menschen eine ganz große Sachlichkeit. „Mei' Sach“ nennt der Südhesse seinen Feldbesitz. Treffend spricht Gotthelf von der „Liebe zum Dinge“. Der Selbstwert der Person wird fraglich, die Person tritt in den Dienst der Sache, die Hof und Acker heißt. Unsere Bauernromane wissen hierbon ja zu erzählen. Wir berühren das Bekannte nur, um auch hier alsbald den engen Zusammenhang mit der gleichen Stufe der Lebenslehre zu beachten. In dieser wollte uns ja zuletzt das Einzel: Ich wie ein mathematischer Punkt im Raum erscheinen, dessen Sinn nicht in einem Inhalt liegt, sondern in der rechten Beziehung zum Ganzen. So kann man auch im Ackerbauerntum den Menschen betrachten als bloßen Punkt, als Kreuzungspunkt einer Reihe von Sachbeziehungen. Sein letzter Sinn ist auch von hier aus nicht ein Inhalt, sondern eine Relation, ein System von Relationen. Dort galt die Relation dem großen Ganzen der Weltordnung, hier gilt sie dem kleinen Ganzen des Hofes und der Hufe. Man möchte sagen: der Bauer als Bauer ist wesentlich nicht physische, sondern juristische Person, Kreuzungspunkt von Sachrechten.

Im Leben des Ackerbauern sehen wir also dem großen Ganzen der Weltordnung ein neues Ganzes, das kleinere Ganze des Hofes und Aekers, zur Seite treten. Dieses kleinere Ganze aber tritt nun in Wettbewerb mit dem großen Ganzen. Auch der Hof ist nun, wie die Ordnung der Welt und der Menschengemeinschaft, eine heilige Sache, ihm dienen heiliges Gebot. Hier wurzelt, was man den „Individualismus“ des Bauern genannt hat. Es ist allerdings zunächst nicht der Individualismus des modernen

Menschen, denn er bedeutet im Ursprung nicht das Bekenntnis zum Einzelmenschen, sondern das zur Einzelsache, zu Hof und Acker, denen der Einzelmensch, vielfach restlos, untergeordnet wird. Dieser Individualismus des Hofes schließt so eine bedeutsame Verschiebung des Ordnungsgedankens in sich. Der Wert der Ordnung wird nun mehr noch in ihrer Bedeutung für den einzelnen, den Einzelhof als in der Bedeutung für das Ganze gesehen. Der Ton liegt nicht mehr auf dem Eingrenzen des einzelnen ins Ganze, sondern auf dem Abgrenzen des einzelnen gegen die andern. L'Houet überschreibt ein Kapitel: „Blif buten, edder et smit di uppe Snuten!“

Es ist, wie gesagt, der Individualismus zunächst nicht des Einzelmenschen, sondern der Einzelsache. Aber wie sollte hier der eine dem andern nicht irgendwie den Weg bereiten? Es gibt keine größere Vertennung des Bauern, als wenn man ihn kurzerhand als Massentwesen bezeichnet. Der Bauer ist, als Ackerbauer, ausgesprochenes Einzelwesen. Er ist es trotz aller bekannten Widerstandslosigkeit gegen den Dorfgeist und die Dorfmeinung. Diese Widerstandslosigkeit scheint mir viel weniger auf naivem Massendenken zu beruhen als auf einer sehr individuellen Vorsicht und Behutsamkeit; nicht auf dem Fehlen einer eigenen Meinung, sondern auf der im engen Zusammenleben des Dorfes begründeten Furcht, sie auszusprechen. Der Bauer ist, bei aller Ähnlichkeit mit seinesgleichen, die ja allgemeines Menschenlos ist, in sich selbst Einzelpersönlichkeit nicht weniger, sondern eher mehr als die große Masse in der Stadt.

Wir sahen, wie innerhalb der Lebenslehre auf der Stufe der Unterordnung der Grund gelegt wurde zur bestimmteren Bildung des Einzelgewissens, des Kernes der selbständigen Persönlichkeit. So beachten wir wieder das Zusammentreffen in der Richtung der seelischen Entwicklung, hier im Bereich der Lebenslehre, dort in dem der Wirtschaft.

Aber mit der Selbständigkeit des Einzelgewissens deuten wir zugleich schon auf die neue, die letzte Stufe unseres Weges. Zurückblickend dürfen wir zunächst sagen: Der Bauer ist, soweit er unsere zweite, die im engeren Sinne bäuerliche Stufe der Entwicklung verkörpert, der rational geordnete Mensch. Er ist insofern nicht der naive, nicht der Mensch der ursprünglichen Natur, sondern der Mensch der Kultur in aller ihrer Schwere und Mühseligkeit, auch in ihrer Fragwürdigkeit. Rousseau sieht mit dem Pflug und dem Eisen das Unheil der Kultur über die Menschheit hereinbrechen, der unfremden Loslösung vom Kindeszustand ursprünglicher Gotteschöpfung. Und ähnlich mag es schon in der Urzeit einem Geschlecht von Hirten wie ein Frebel erschienen sein, als der erste Ackermann gewalttätig die heilige Erde umbrach. Als der erste Frebler großen Stills gilt ja Rain, der Ackermann.

Aber was im Anfang als Frebel erschienen sein mag, haben die Jahrtausende geheiligt. Heute kann der in der Morgenfrische dampfende Acker

dem Pflüger wohl wie ein Ganzopfer erscheinen, dessen Rauch, anders als in Rains Tagen, gerade zum Himmel steigt. Mit der rationalen Ordnung seiner Seele in aller ihrer Nüchternheit weiß der Bauer alter Art heute das irrationale Element der Ehrfurcht aufs engste zu vereinen: der Ehrfurcht als der Beugung vor dem verborgenen Urgrund aller Ordnung. Ehrfurcht ist ihm die zarte Blüte über dem festen, harten Gefüge eines Lebens in Ordnung und Maß. Ihr Symbol im Dorfe alter Art ist die Dorfkirche, sichtbarer Mittelpunkt und Krönung aller jener verschiedenartigen Bindungen, die in tausend und mehr Jahren zusammengewachsen sind zu einem einheitlichen Kulturganzen von einer seelischen Geschlossenheit, wie es die heutige Stadt nicht kennt. Wenn objektive Kultur in Form sich offenbart, in einem durch die Zeiten gewachsenen Stil des Lebens, dann trägt das Bauerndorf alter Art mehr objektive Kultur in sich als die moderne Stadt. Als ich nach langem Dorfleben in die Stadt zurückkehrte, hatte ich neben anderem doch das Gefühl des Überganges von geprägter Kultur zu Kulturzerfall. Was dem Bauerntum seine Eigenart verleiht, jene geistig-seelische Geschlossenheit, in die der reine Städter sich so schwer hineinfindet, ist nicht bloße Raubtät, so wenig diese als Element fehlt, nicht bloße Natur, sondern uralte, in Schichten gewachsene Kultur, eine Maß- und Ordnungskultur.

5.

Aber wir haben nun doch in unseren Tagen alle sehr stark das Gefühl, daß dieses ehrwürdige Kulturgebilde irgendwie in einer Auflösung, zum mindesten in einer Umbildung begriffen ist, deren Ziel wir heute noch nicht sehen. Es erübrigt sich, das nur allzu Bekannte hier im einzelnen zu wiederholen. Um es in einen Satz zu fassen: die Formlosigkeit der Stadt schiebt in dieser Zeit eines aufs höchste gesteigerten Verkehrs sich an, ihre Scheidewässer bis ins entlegenste Dorf vorzutreiben. Und je mehr so das Dorf verstädtert, um so hoffnungsloser scheinen die Grundmauern dörflicher Eigenkultur in Maß und Ordnung und Ehrfurcht der Auflösung verfallen. Die Klagen treuer Volkserzieher auf dem Lande erfüllen heute die Luft.

Was ist geschehen? Was geschieht täglich um uns her? Was liegt dem Vorgang zugrunde, den wir zunächst allerdings wie den Einbruch des Chaos empfinden müssen und der auch ohne Frage zum mindesten eine Krisis erster Ordnung darstellt? Es ist ja nicht kaltherzige Wißbegier, die uns so rasch von der Klage zur Frage übergehen läßt, sondern die leise Hoffnung, in der Tiefe des Chaos möchte vielleicht nicht nur Auflösung, sondern zugleich Leben beschlossen sein, ein Leben, das allerdings nur durch ein Sterben hindurch ans Tageslicht dringen kann. Was ist es, auf die letzten seelischen Grundkräfte gesehen, das in dieser folgenschweren Berührung des Dorfes mit der Stadt von hüben und drüben sich begegnet?

Wir haben, als wir nach dem Gottesglauben des christlichen Bauerntums fragten, diesen Glauben ausschließlich als eine Maß- und Ordnungslehre betrachtet. Und er ist dies für unser Bauerntum bisher auch überwiegend gewesen. Du sollst innerhalb der großen Gottesordnung dich recht verhalten, sollst zu Gott und Welt in das rechte Verhältnis, die rechte „Relation“ treten! Eine Ethik der rechten Bewegung in der Weite des Raums haben wir diese Lebenslehre genannt, wir können mit dem technischen Ausdruck sagen: eine extensibe Ethik, eine Ethik „nach außen“. Ihr entsprach im Jahrtausend der Dreifelderwirtschaft die Verfassung des Ackerbaues. Auch er war extensib, auf Ausdehnung, nach außen gerichtet. Die Tiefe des Ackers war noch nicht entdeckt, wie dort noch nicht die Tiefe der Seele. Es gab nur einen einzigen Weg, wo es not war, die Nahrung zu mehren: nur den der Ausdehnung, noch nicht den der Steigerung innerer Kraft, der Intensivierung.

Eine (innere und äußere) Kultur der bloßen „Relation“ und „Extensität“, des bloßen „Außen“ und der bloßen „Beziehung“, ist notwendig dazu verurteilt, zu erstarren. Leben will „Intensität“, will Tiefe, Kraft und Innersichtigkeit. Die lange überwiegende seelische wie wirtschaftliche Extensität unserer Bauernkultur hat ohne Frage eine Erstarrung zur Folge gehabt, nicht ohne die schwere Schuld einer geistigen und wirtschaftlichen Führerschicht, die den Bauer ausnützte und sich selbst überließ. Es gab und gibt im Bauerntum aus der Erstarrung nur eine Rettung: sie heißt Intensivierung, seelische wie wirtschaftliche.

Intensität bedeutet im seelischen wie im Arbeitsleben die Sammlung der größten Kraft auf einen Punkt und eine Vertiefung in diesen Punkt, die zu einem bis dahin ungeahnten Ertrage führen kann. Sie ist die Entfaltung der in den Menschen gelegten Schöpferkraft, einer Kraft, die in ihrem Selbstgefühl und ihren Entwürfen unbegrenzt ist. Der intensive Mensch ist der reflektierte Mensch auf einer zweiten, der faustischen Stufe. Ihm ist Welt und Leben nicht, wie dem schlicht reflektierten, zur bloßen Aufgabe, sondern zur unendlichen Aufgabe geworden. Er stürmt ins Leben, als Idealist wie als Realist. Über diesem Stürmen aber läuft er nun Gefahr, nur noch den Intensitätspol des Lebens zu sehen und den anderen, gleich wichtigen Pol aus dem Auge zu verlieren: die ewige Würde von Maß und Ordnung, die Kraft der extensiblen Schau und Bindung in Ehrfurcht vor einem letzten ewig Unveränderlichen. Der moderne faustische Mensch ist von dem Erlebnis der schöpferischen Kraft, vom Intensitätserleben so einseitig ergrißen, daß er zu der polaren Grundidee der extensiblen Welt- und Lebensbetrachtung, zu Maß und Ordnung das innere Verhältnis verloren hat. Die reine Intensität mußte ihn zum Chaos führen.

Die Not aber des heutigen Bauerndorfes besteht nun darin, daß auf seinen zumeist einseitig extensiblen¹ Geist von der

modernen Stadt her der gleich einseitige Geist bloßer Intensität stößt. Das Bauerntum braucht die Intensivierung, wirtschaftlich wie seelisch; aber eine einseitige Intensivierung, die die Gegenkräfte von Maß und Zucht, von Ordnung und Ehrfurcht wegsetzte, bedeutet ihm Auflösung und damit ebenfogut den Tod, wie die Erstarrung Tod bedeutet. Die Lebensfrage unseres heutigen Bauerntums ist also die: wie es die Gegenkräfte der Intensivierung tiefer in sich aufnehmen könne, ohne der Gegenkräfte des Extensiven verlustig zu gehen.

Die Antwort können wir hier nur noch hinstellen, nicht ausführlich begründen. Die Intensivierung wird unserem Bauerntum nur dann nicht Auflösung, sondern neues Leben bringen, wenn sie erstens nicht nur eine wirtschaftliche, sondern zugleich eine seelische ist, und wenn zweitens diese seelische Intensivierung nicht eine rein saulische sein will wie in unserer modernen Bildungsschicht, sondern sich eint mit jenen seelischen Kräften extensiver Art, die des alten Bauerntums Größe waren, mit Maß und Ordnung und Ehrfurcht. Ein Seelenleben dieser Art aber, gewoben aus den Fäden des Extensiven und des Extensiven zugleich, ist im deutschen Bauerntum von alters her bereits vorhanden. Erst mit seiner gebührenden Beachtung steht das geistige Bild des heutigen deutschen Dorfes in seinen Hauptumrissen vor uns.

Das Christentum, seit einem Jahrtausend die Religion des deutschen Bauern, umschließt ja neben dem bisher hier allein beachteten extensiven ein intensives Element von gewaltiger Kraft. In ihm ruhen ja neben den Mächten der Ordnung und des Maßes die Mächte seiner Innerlichkeit. Neben einem Innozenz, um nur des Mittelalters zu gedenken, steht ja ein Franziskus. Gewichtige Stimmen wollen sogar die große Intensivierung Europas, die wir die Moderne nennen, aus den Intensitätskräften ursprünglichen Christentums mit ableiten. Im deutschen Bauerntum hat es jedenfalls, neben und mit jenem extensiven Gottesglauben, den wir in seiner bloßen Außenrichtung den primitiv christlichen nennen könnten, seit Jahrhunderten auch ein Seelenleben christlicher Innerlichkeit gegeben. Es hat auf protestantischem Boden seinen vielleicht reinsten Ausdruck gefunden in den Liedern Paul Gerhards, des Klassikers bäuerlicher Frömmigkeit. Es ist nicht die vorwärts drängende Innerlichkeit des idealistisch Respektierten, es ist eine stillere, ruhendere Innerlichkeit, wie sie den Kräften des extensiven Gegenpols, Ordnung und Maß und Ehrfurcht, leichter sich eint. Aber sie hat mit der des Idealisten und Werdemenschen das gemein, daß auch ihr letztes Endes nicht die Sache, sondern der Mensch den Sinn des Lebens bedeutet; daß der Mensch weder bloßer Kreuzungspunkt von Sachgütern noch bloßer bewegter Punkt im Ordnungsgefüge eines Ganzen, sondern in sich selbst etwas ist, Inhalt und Seelentwert, der über Sachwert geht. Es ist deutlich

wie dieses Element der Innerlichkeit die oben gezeichnete Ordnungsethik beider Stufen durchbricht, wie hier, vom Bewußenserleben her, aus einer nur extensiven eine intensive Lebenslehre hervorbricht, ohne sich doch von ihr loszureißen, wie sie es in der Bildungsschicht überwiegend getan hat.

Wir vergessen nicht, daß dieses Element im Gesamtgewebe bäuerlicher Lebenslehre nur einen Einschlag bildet. Aber der Einschlag ist da, und erst er vervollständigt das Bild des heutigen deutschen Bauerntums. Neben dem Bauern vielleicht ältester Art, der am Sonntagnachmittag noch in der Weisheitslehre der salomonischen Schriften blättert (Stufe der Einordnung), und neben dem alter Art, der in den Büchern Moses liest (Stufe der Unterordnung), kennen wir doch auch einen Bauer alter und neuer Art zugleich, der vor den johanneischen Büchern sinnen kann. Selten mag als vierter der Idealist humaner Färbung sich hinzugesellen, der etwa auch nach seinem Schiller greift. In diesen beiden letzten Typen aber mag sich uns symbolisch der Anteil darstellen, den heute das Element der seelischen Intensität am deutschen Bauerntum nimmt, entsprechend jener wirtschaftlichen Intensivierung, die in dieser Zeit mächtig in ihm vordringt. Die entscheidende Frage der Zeit aber ist die, ob diese Kräfte seelischer Intensität denen der wirtschaftlichen Intensivierung auf die Dauer gewachsen, ob sie stark genug sein werden, den allsehrwürdigen Maß- und Ordnungsgedanken so tief zu durchdringen, daß sie ihn vor Erstarrung schützen und damit zu bewahren vermögen vor dem völligen Einsturz unter dem Ansturm des Neuen, jener einseitig intensiven Welt der Moderne. Leben kreist ja niemals nur um einen einzelnen Pol. Es kann so wenig auf Kraft und Tiefe allein ruhen als allein auf Maß und Ordnung. Es ist immer der Tod, wenn von polaren Kräften eine allein herrschen will. Möchten wir also in ebenderselben Intensivierung, die in unseren Tagen bei aller Segensfülle doch auch das Chaos um sich breitet, für unser Bauerntum den Keim neuen Äußerer wie inneren Lebens finden, so doch nur deshalb, weil wir hoffen, daß in ihr zugleich die Kraft der Erneuerung ruht für jenen andern Lebensgedanken, der nicht nur dem Bauerntum, der der Menschheit ewig Lebensgrundlage ist und bleiben wird, für den Gedanken von Maß und Ordnung.

So wird die Zukunft des deutschen Dorfes sich nur aufbauen können auf einer dreifachen Bauerkraft: der Berufskraft rationeller Einsicht, der Persönlichkeitskraft der Innerlichkeit und der Ehrfurchtskraft des Maß- und Ordnungsgedankens.

Dr. Georg Koch

Grundarten seelischer Haltung, an denen das Bauerntum teilhat

Ausgangspunkt	Lebenserfüllung	Seelische Haltung
Das Gegebene	Einordnung	Unreflektiert („naiv“)
Aufgegebene	Unterordnung	Schlüß reflektiert
	Vertiefung	Jambisch reflektiert <small>real</small> <small>ideal</small> („sentimentalisch“)

*

Aufsätze und Schriften von Georg Koch

- Volkstunde, Romantik und Fouets Bauernpsychologie. Ein Beitrag zu einer Methodenslehre der Volkstunde. In: Hessische Blätter für Volkstunde, XXI. Jahrgang 1922, S. 22–50.
- Stadt und Land. Ein Vortrag. Göttingen 1917, Vandenhoeck und Ruprecht. 16 Seiten.
- Bauer, Bürger, Arbeiter. In: Neutverk, VI. Jahrgang 1924/25, S. 144 ff., Kassel, Neutverkverlag (auch als Sonderdruck).
- Zur Grundlegung der Volkshochschule. In: Neutverk, VI. Jahrgang 1924/25, S. 7 ff., S. 63 ff., Kassel, Neutverkverlag (auch als Sonderdruck).
- Volksbildungsarbeit als Grundlage nationaler Erneuerung. Berlin 1925, Arbeitsgemeinschaft. 22 Seiten (Volk und Geist).
- Götterdienst, Söhndienst, Gottesdienst: Gedanken über Bildung und Volksbildung. In: Ekart. Blätter für evangelische Geisteskultur, 1. Jahr 1925, S. 168 ff., Berlin, Ekartverlag.
- Volkshochschule und Bildung zum Volke. In: Freie Volksbildung, II. Jahrgang 1927, S. 95 ff., Frankfurt, Neuer Frankfurter Verlag.
- Bildung, Wissenschaft und volkstümliche Bücherei. In: Freie Volksbildung, II. Jahrgang 1927, S. 303 ff., Frankfurt, Neuer Frankfurter Verlag (als Sonderdruck durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereitwesen).

Zur Arbeit an den Sachverzeichnis

Über die Gruppierung der erzählenden Literatur

Ein Katalogbortwort und eine Selbstbesinnung

Gegenüber der ersten Ausgabe des Verzeichnisses „Romane und Erzählungen“ der Hagener Stadtbücherei weist die neue Ausgabe¹ manche Veränderungen auf. Die Zahl der Titel ist nicht unerheblich vermehrt, der Bestand nochmals streng gesichtet, vor allem: die Form der Darbietung ganz neu gestaltet worden.

Reiht die erste Ausgabe die Buchtitel schlicht nach dem Alphabet der Verfasseramen auf, dem Leser das Auswahlgeschäft völlig selbst überlassend, so ist der neuen Ausgabe mehr der Charakter eines Führers gegeben worden. Das geschah einmal durch eine weiter durchgeführte Erläuterung der Einzeltitel, dann aber und vor allem: durch eine wertende und zum Teil eine sachliche Gruppierung.

Dieser Versuch bedarf, da er von den meist üblichen abweicht, einer kurzen Rechtfertigung.

Zwei Gruppierungstypen sind heute in den Katalogen erzählender Literatur die herrschenden: die rein alphabetische Aufzählung, d. h. eine nur formal geordnete innere Ordnungslosigkeit, und die Aufteilung des Stoffes nach sachlichen Gesichtspunkten. Beide Typen, der ältere alphabetische wie der neuere sachliche, haben Gründe für und gegen sich. Die heutige Neigung der Bibliothekare geht mehr nach der sachlichen Aufteilung hin, die methodische Vorteile zu bieten scheint und ein neues dankbares Betätigungsfeld eröffnet. Zum Teil wurde sie vielleicht angeregt durch einen Aufsatz „Stoffkreisführung“ des Verfassers (Bl. f. Volksbibl., I. 1920, Heft 3), in welchem eine stoffliche Gruppierung empfohlen wurde, allerdings ausdrücklich nur als Beratungsmittel des Bibliothekars, keineswegs für die Hand des Lesers. Sieht man von den grotesken Vergrößerungen ab, die z. B. in einem bekannten Großbüchereikatalog dieses Prinzip ad absurdum zu führen suchen, so bleibt doch das eine richtig, daß eine gewisse sachliche Gruppierung, wenn sie nicht zu viel will und sich mehr an die Antriebe hält als an die Gegenstände, gute Dienste leisten kann. Die alphabetische Anordnung erscheint dagegen

¹ „Romane und Erzählungen“ — Stadtbücherei Hagen i. W. Ausgabe 1928. 125 Seiten. Herausgegeben als Bücherverzeichnis für die Stadtbücherei Hagen und als Anschaffungshilfsmittel für volkstümliche Büchereien durch die Staatliche Beratungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Westfalen. Hagen i. W.

leicht etwas antiquiert. Ob zu Recht oder Unrecht, mögen folgende Zeilen entscheiden helfen.

Wer wie der Verfasser zutiefst überzeugt ist, daß die Welt nicht eine bloße Resultante vagar Beziehungen ist, sondern daß den Dingen eine Kraft innewohnt, lebendige Beziehungen aus sich heraus zu sehen, aus sich heraus zu treiben, für den erhalten die Dinge eine ganz eigene Würde. Und er wird die wahre Weltfrömmigkeit, die vielleicht mit „Bildung“ identisch ist, eben darin suchen, diese Würde der Dinge schlicht anzuerkennen und durch die Tat zu verehren. Als Volksbildner wird er sein innigstes Bemühen darein setzen, die Dinge selbst — und auch der Mensch ist ein solches Ding — sprechen, wirken, ausstrahlen zu lassen, und ängstlich darauf bedacht sein, daß bei seinen Bildungsversuchen die reine Wirkung der Dinge nicht getrübt werde durch abstrakte, subjektive Erziehungsabsichten, die gewissermaßen über die Köpfe der Dinge hinweg diese nur als Vehikel eigener Bemühungen benützen. Er wird jedenfalls das eigene „In-Beziehung-Sehen“ gegenüber der Kraft der Dinge nicht allzu hoch anschlagen; ist er Bibliothekar, so wird er die Autoren, deren Werke auf seinen Regalen zu Hunderten stehen, als die eigentlichen Erzieher, sich selbst aber — bescheiden und stolz — nur als pädagogischen Organisator betrachten. Es wird sich ihm der Blick öffnen für die geheimnisvolle Influenz, die nie sich erschöpfende Induktionkraft, die von den Dingen aus bildend am Werke ist, und die im Erfolg aller bewußten Erziehungsabsichten spottet. Er wird seine Seele weit ausschließen der unerhörten Schönheit und Würde des Einmalig-Seienden, das er in allen Dingen erkennen wird, sofern es ihm gelingt, über die Abstraktionsbrille hinweg die Dinge rein und demütig anzuschauen.

Nun denn! Den Dingen einen solchen pädagogischen Primat zuerkennen, verpflichtet zum rückhaltlosen Herausstellen dieser Dinge auch im Katalog. Freilich nicht zum böllig unterschiedslosen! Denn mit dem Glauben an die Kraft der Dinge verbindet sich der an den ureigenen Wert der Dinge, der in der bildenden Kraft uns erfüllbar, wenn auch nicht rational aussprechbar ist.

Was sind solche Dinge? Abgesehen von den Naturdingen, die uns als Bibliothekare nur mittelbar interessieren, sind es: das Wissen — das in sich gegliederte, an der unendlichen Kette der Gründe weitererschreitende, nur in der Idee vollendete —; dann das Kunstwerk: das in sich unendliche, vollendete, absolute, durch eigene Kraft mit der Menschenseele (und auch mit den anderen Dingen!) sich verknüpfende —; weiter der Mensch: der Seher, Schöpfer, Handelnde, Denkende und Dichtende.

Damit haben wir alles beisammen, die wesenhafte Ordnung und Gliederung der Titel in einem Führerkatalog der erzählenden Literatur zu bestimmen.

Kunstwerke, ein jedes ganz und eine Welt für sich, haben keine natürliche Ordnung, wie etwa das nie vollendete, an die unendliche Kette der Gründe sich knüpfende Wissen. Jede Ordnung ist ihnen äußerlich. Ein jedes ist Strahlungspunkt und Kraftzentrum für sich, dessen spezifische Wirkung durch keine Gruppierung erhöht werden kann. Ordnungslosigkeit ist hier also auch pädagogisches Prinzip. Ordnen wir die Titel alphabetisch nach Verfasseramen, wie sich aus praktischen Gründen empfiehlt, so ist das an sich ebenso gleichgültig wie irgendeine andere Anordnung.

Wertunterschiede bestehen freilich — in doppelter Hinsicht. Kunstwerke haben Kraft in sich selbst, und nach deren Stärke erfüllen wir ihren Wert; sie haben aber auch Kraft und Wert als Ausdruck einer einmaligen, unvergleichlichen Dichterpersönlichkeit. In wertvolle Persönlichkeiten sich einleben, ist fast das stärkste Bildungsmittel der Bücherei: daher mit Recht die große Bevorzugung der Lebensbilder in Anschaffung und Ausleihe. Dieselbe Kraft wirkt aber auch noch durch das gesamte Werk des Dichters hindurch, das, handelt es sich um einen wahrhaft großen Dichter, unzerstückelt, als Ganzes dem Leser vor Augen geführt werden muß, will man sich nicht einer mächtigen Bildungswirkung begeben. Die Dichter selbst, insofern sie Dichter sind, einzigartig, als einmalige Persönlichkeiten beziehungslos zueinander und geschlossen in sich selbst, mögen sich nun praktischweise wieder in alphabetischer Namensreihe folgen. So bleiben ihre Werke jedenfalls beisammen, einheitliche Komplexe bildend, eindrucksvoll Wert und Würde der Dichter repräsentierend. Eine Sache, die dann auch auf das Druckbild von Einfluß ist.

Wir erhalten also zwei alphabetische Reihen: die Werke der großen Meister, als stärkste Bildungsmittel voranstehend, und die Reihe der übrigen Erzähler. Wobei es von untergeordneter Bedeutung bleibt, ob sich diese Trennung immer scharf vollziehen läßt, und ob in jedem einzelnen Fall in unserem Katalog das Richtige getroffen wurde.

Eine besondere Wertgruppe bildet die alphabetische Reihe der Heimaterzähler. Künstlerisch sind ihre Werke zumeist geringwertiger als die der beiden vorangehenden Gruppen: ihr Wert liegt in der Stärkung des Heimatgefühls, eines Antriebes und pädagogischen Faktors von solcher Bedeutung, daß es gerechtfertigt erscheint, diese Literatur in eine besondere Gruppe zusammenzufassen.

In diesen drei Gruppen ist der gesamte Bestand enthalten, und der Katalog könnte hiermit abgeschlossen sein. Wenn gleichwohl noch ein Anhang „Auswahl nach Sachgruppen“ angefügt wurde, so geschah das auf Grund besonderer Erwägungen, die freilich mit den bisher angeestellten aufs innigste zusammenhängen.

Alles Bedruckte wirkt suggestiv im Sinne der absoluten Feststellung des So-Seins, des So-sein-Müssens. Keiner kann sich diesem Zwang ganz entziehen, am wenigsten der „einfache Mann“. Der Bibliothekar macht sich diese unvermeidliche Suggestivwirkung zunutze, indem er sie in den Dienst seines Bildungsamtes stellt: wirkt alles Bedruckte zielhaft, nun, so konstruiert er Kataloge, in welchen er die Suggestivwirkung auf von ihm gutgeheißene Bildungsziele richtet. Die Sache ist so einleuchtend, daß nicht nur bei der bisherigen Erörterung diese Tatsache immer stillschweigend vorausgesetzt werden durfte, sondern daß auch der „unbefangene“ Katalogleser ohne weiteres annimmt, das Dargebotene sei eben gerade das Rechte und Bewünschte. Die dem Katalog natürlichste Art der Führung ist die durch Herausstellung der Führungsziele.

Nun gibt es aber noch eine andere Art des Führens: indem man nicht die Ziele herausstellt, sondern die Anknüpfungspunkte. Die Führung würde dadurch wesentlich erleichtert werden. Ein wertvoller und richtiger Gedanke, der jedoch zunächst nicht zum Katalog, sondern zur individualisierenden Schalterausleihe führte. Denn es darf nicht vergessen werden, daß es der Anknüpfungspunkte unendlich viel mehr gibt als Ziele, ja daß diese prinzipiell für jeden Menschen in jeder Zeit verschieden sind! Der Schalter ist der natürlichste Ort für diese Methode der Führung, denn nur der lebendig bewegte Mensch ist imstande, den richtigen Anknüpfungspunkt am anderen lebendig bewegten Menschen zu erfühlen und zu erfassen: durch die göttliche Gabe der Intuition, die ihn freimacht von den schlimmsten Fesseln und dem zeitraubenden Umweg schrittweiser Überlegung.

Damit hätte es sein Bewenden haben müssen, hätte sich nicht herausgestellt, daß die Menschen praktisch, d. h. unter der perspektivischen Verkürzung des Lebens betrachtet, weniger verschieden sind als sie scheinen und als sie vielleicht, absolut betrachtet, sind. Damit wurde einer gewissen Typenbildung das Tor geöffnet, und der notwendig typisierende Katalog erschien als weiteres brauchbares Hilfsmittel. So entstand die Idee der Lebenskreis-kataloge, der thematischen und der Stoff- oder Antriebsgruppenverzeichnisse.

Mögen nun damit dem Bibliothekar zweifellos eine Reihe wertvoller Hilfsmittel in die Hand gegeben sein, so bleibt doch die Tatsache einer gewissen Starrheit aller Kataloge bestehen, die wesentlich die Tendenz haben, individuelle Unterschiede zugunsten von Gruppenunterschieden auszugleichen. Besonders groß ist diese Gefahr bei den von der Anknüpfung ausgehenden Katalogen, denn diese schieben zwischen die Dinge und den Leser eine notwendigerweise generalisierende Überlegung. Der hiermit beschrittene Weg ins Unwirkliche, Erdachte, Begrifflich-Zurechtbiegende kann nur dann von Nutzen sein, wenn stets die lebendige Korrektur zur Hand ist: die Beratung am Schalter von Mensch zu Mensch. Es ist klar, daß sich die

Gefahr erhöht mit der größeren Komplizierung des Anknüpfungssystems, denn die dem Katalog notwendig anhaftende Suggestion geht dann um so mehr von dazwischengeschobenem Begrifflichen aus. Mag man auch noch so sehr Mißverständnissen vorbeugen wollen — indem man im Katalog ausdrücklich erklärt, daß es sich überall nur um Anknüpfung an „Erlebensnahes“ handle —: die gedruckten Überschriften wirken trotzdem auf die meisten Leser so, als ob es sich hier um Ziele handle, um Sein>Sollendes, um das „Wesentliche“ an der Sache! Wir haben hier einen Fall, daß durch das Dazwischen>Denken, Dazwischen>Handeln des Bibliothekars, ohne seine Absicht natürlich, das magische Eigenlicht der Dinge zum Teil abgeblendet wird.

Die Anwendung auf unser Problem der Sach> oder Antriebsgruppierung der erzählenden Literatur ergibt sich ohne weiteres. Es wird alles darauf ankommen, die Gruppierung nach Antrieben so zu gestalten — denn über ihre prinzipielle Richtigkeit ist natürlich nicht zu streiten —, daß die Antriebe selbst sich möglichst weitgehend mit den eigentlichen Zielen decken, etwas Wesenhaftes bekommen, an der natürlichen Leuchtkraft der Dinge teilnehmen.

Auch die Menschen, wurde oben gesagt, seien Dinge, die die Kraft haben, Beziehungen aus sich heraus zu sehen. Diese sind nun nicht nur um so wertvoller, je wertvoller der Mensch ist, sondern auch je naturhafter, unbewußter sie selbst geschehen. Denn der Mensch hat die verhängnisvolle Beigabe der Bewußtheit erhalten, die unter anderem die Kraft hat, Natur> und Triebhaftes mehr oder weniger zu verdunkeln, durch ihr grelles Licht die milbleuchtenden Dinge im eigenen Schatten zu mißgestalten und zu verbergen. Der Mensch allein setzt bewußt Beziehungen. Das Beste seiner Taten geschieht aber auch bei ihm noch unbewußt! Menschen, die sich die Fähigkeit rein naturhafter Ausstrahlung in hohem Maße bewahrt haben, nennen wir Dichter, Künstler, Schaffende, Erzieher, Führer. Es gibt keinen Erzieher, der nicht zum guten Teile Künstler, keinen Künstler und Schaffenden, der nicht zugleich Erzieher wäre.

Für gewöhnlich sind die Beziehungssetzungen der Menschen bewußtseins>getrübt, naturunkräftig, bloße Absichten, halbunbewußte Strebungen, eng ich>bezogene Wollungen. Von solchen Antrieben aus ist wenig erzieherische Wirkung zu erwarten. Immerhin: je kollektiver, überpersönlicher solche Setzungen sind, um so mehr nähern sie sich dem Unbewußten, Dings> und Naturhaften, und um so mehr werden sie zu echten Bildungsquellen. Wenn es gelänge, die großen allgemeinen Antriebe wesenhaft zu erfassen und im Katalog suggestiv zur Geltung zu bringen, so hätte man in der Tat ein wertvolles Bildungsmittel an der Hand, das freilich, wegen seiner immerhin gefährlichen Bewußtheitsnähe, nur an letzter Stelle zur Anwendung kommen dürfte. Wir haben das, gestützt auf die Walter Hofmannsche Psychologie

der Leseantriebe, in unserem Katalog versucht und sind dabei auf folgende Phantasieantriebe gekommen (siehe Katalog S. 79): den Wunsch, sich in ferne Zeiten einzuleben, große Zeiten und Helden nachzuerleben (Geschichtliche Erzählungen), an den sozialen Kämpfen der Mitwelt teilzunehmen (Die großen Mächte und Kämpfe der Zeit), ein wertvolles und vorbildliches Menschenleben nachzuerleben (Der Einzelne, sein Werden und Ringen), sich im Idyllischen heimlich zu leben (Kleinleben in Stadt und Land), sein Mitgefühl mit dem Lebendigen, Naturhaften auszuströmen, sich mit dem natürlichen Mutterboden ineins zu fühlen (Das Tier und die große Natur), durch wechselvolles, spannendes Geschehen sich erregen und lebendig bewegen zu lassen (Abenteuergeschichten).¹

Es versteht sich von selbst, daß eine solche Gruppenbildung nicht den gesamten literarischen Stoff umfassen, sondern nur eine Auswahl bieten kann. Die Ordnung innerhalb der Gruppen ist verhältnismäßig nebensächlich, wenn nur starke Suggestivwirkungen vermieden werden. Gelegentlich ist eine locker sinngemäße, sogenannte „blinde“ Untergruppierung versucht worden. Sonst galt zumeist die alphabetische Autorensreihe, die den Vorteil hat, daß auch hier noch von dem Werk eines Dichters ein großer Teil beisammenbleibt.

Geht man in der Gruppen- und Untergruppenbildung weiter, als hier geschehen — und viele Kataloge tun das —, so werden leicht falsche Akzente auf die Dinge gelegt, irtige, wesensfremde Akzente, die dann am Schalter erst wieder korrigiert werden müssen! Abgesehen davon, daß man sich dabei leicht aus der Wirklichkeit in bloß begriffliche, erzählerisch bestenfalls bößlich unentwickelte Konstruktionen verirrt.

In Übereinstimmung mit der vorgetragenen Anschauung steht es, wenn unser Katalog möglichst einfach, nicht künstlich und vernünftelnd, künstlerisch anregend, lebendig, nicht wie mit dem Lineal gezogen, aber in Druckbild und Ausstattung nett und sauber gehalten ist: in allem die ehrliche Absicht bekundend, die Dinge rein aus sich sprechen zu lassen und der lebendigen Beratung, wie sie am Schalter geübt wird, nicht zu viel vortwegzunehmen. Denn, wie die bildende Kraft der Dinge, Kunstwerke, Menschen, hat auch die pädagogisch-organisatorische Tätigkeit des Bibliothekars ihren Feind im Allzubewußten, ihren unbedingtsten Freund in der eigenen Schau-Kraft und — im gegenüberstehenden lebendigen Menschen!

Dr. Rudolf Ungermann

¹ Zwei weiter folgende Gruppen: Märchen, Legenden und phantastische Erzählungen; Sagen, Volksbücher, Volkschwänke, gehören logisch nicht ganz hierher — aber eben deshalb zum Bilbe des Kataloges!

Die Welt um Deutschland

Ein politisch-geographisches Bücherverzeichnis
über die außerdeutsche Staatentwelt

(Siehe dazu die Auswahllisten auf S. 132.)

Die Deutsche Zentralfstelle für volkstümliches Bücherwesen hat gemeinsam mit den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig ein neues Bücherverzeichnis „Die Welt um Deutschland“ herausgegeben. Es enthält die wichtigste politisch-geographische Literatur über die außerdeutsche Staatentwelt. Etwa 450 Bücher sind hier zusammengestellt; jedes einzelne Buch ist einbringlich charakterisiert; Einteilungen zu den Hauptabschnitten und verbindender Text sollen dem Leser die Benutzung des Kataloges erleichtern helfen. Welche Erwägungen zur Herausgabe geführt haben, ist im Vorwort zum Katalog dargelegt worden; der wichtigste Teil desselben sei daher hier wiederholt:

„Wenn wir heute die deutsche Volksbibliographie mit einem Verzeichnis ‚Die Welt um Deutschland‘ weiterführen, so nicht, um einem Sichberlieren an das Ausland Vorschub zu leisten. Gegenüber der Fülle der Eindrücke, die aus allen Weltgegenden unaufhörlich auf uns einströmen, werden wir uns mehr denn je auf unsere eigene Art und auf unsere eigenen Aufgaben zu besinnen haben. Daran wird gerade die öffentliche Bucherei immer denken müssen. Aber wir würden uns weder äußerlich behaupten noch innerlich entfalten können, wenn wir die Augen verschließen wollten vor der Tatsache, daß heute alle zivilisierten Völker des Erdballes miteinander so eng verschlochten sind, wie noch nie zuvor in der Geschichte. Jedoch mit einem allgemeinen Wissen um diese Tatsache allein ist es noch nicht getan! Den Platz erkennen, an dem er innerhalb des Ganzen steht, und von hier aus seine Selbständigkeit entwickeln kann nur der, der die Völker, ihre Eigenart, ihre Tendenzen, ihre Stellung im Weltganzen kennt. Deutschland, das Land der Mitte, mit allen Vorteilen, aber auch mit allen Gefahren einer solchen Mittelstellung, bedarf dieser Kenntnis mehr als andere Völker.

„Aus diesen Erwägungen heraus ist das vorliegende Verzeichnis entstanden. Es will denen, die, von den Gegenwart- und Zukunftsfragen der Weltgestaltung bewegt und von den entsprechenden Veröffentlichungen der Tageszeitungen angeregt, nach völkertkundlichen Kenntnissen suchen, das erforderliche Büchermaterial übersichtlich bereitzustellen. Daß hier eine wichtige Aufgabe der öffentlichen Bucherei vorliegt, kann billig nicht bezweifelt werden. Und daß gerade auf diesem Gebiete mit seinen sich stets wandelnden Problemen und mit seiner sich stets erneuernden literarischen Produktion der einzelne Bibliothekar und die einzelne Bucherei eines Ratgebers bedürfen, wenn sie ihren

Lesern mit einem sachgemäß aufgebauten Bücherbestand dienen wollen, bedarf gleichfalls "keines Beweises."

Der Katalog „Die Welt um Deutschland“ knüpft also an ein ganz aktuelles Leserbedürfnis an. Er wendet sich an weltpolitisch interessierte Leser, denen die Lektüre der Zeitungen, die doch heute über die eigentliche Information hinaus prinzipielle Darlegungen zu den weltpolitischen Fragen kaum bringen können, nicht genügt und die nun weitere Klärung und Vertiefung der weltpolitischen Probleme suchen. Daß für uns Deutsche die Kenntnis der weltpolitischen Zusammenhänge besonders wichtig ist, lehrt uns die Nachkriegszeit mit besonderer Deutlichkeit. Sehen wir doch immer mehr, wie sehr wir in das Ganze der Weltpolitik und Weltwirtschaft hineingezogen sind, wie bestimmend die weltpolitische Situation für unser deutsches Schicksal ist und wie verhängnisvoll die Ahnungslosigkeit in weltpolitischen Fragen und die Unkenntnis der Mentalität und der Lebensnotwendigkeiten fremder Völker für uns geworden ist. Eine bewußte Erziehung zum weltpolitischen Denken ist daher eine außerordentlich wichtige Gegenwartsaufgabe. So ist der Ausgangspunkt für unsere Katalogarbeit einmal die Interessiertheit weiter Kreise für weltpolitische Probleme und weiter die Notwendigkeit politischer Erziehungsarbeit.

Ausgangspunkt und Zielsetzung sind bestimmend sowohl für die Gliederung des Kataloges als auch für die Auswahl der aufzunehmenden Bücher. Da wir ausgehen von den Erscheinungen der Gegenwart, ist es selbstverständlich, daß auch der Katalog „Die Welt um Deutschland“ einen durchaus aktuellen Charakter tragen muß, denn unser Ziel ist ja, unsern Lesern die Möglichkeit zu geben, sich über die heutigen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern der Welt zu orientieren, um aus dieser Kenntnis fremder Völker und Staaten die weltpolitischen Vorgänge verstehen zu lernen. Durch diesen aktuellen Charakter unterscheidet sich der neue Katalog ganz wesentlich von den bisherigen Katalogen der Deutschen Zentralstelle. Es sei aber gleich bemerkt, daß wir uns von vornherein klar waren, daß durch das neue Kriterium der Aktualität auf keinen Fall die anderen Kriterien, die wir bei jeder Katalogarbeit fordern, außer acht gelassen werden durften.

Die Besonderheit der Aufgabe bedingt eine Besonderheit der Gliederung. Wir gehen, da wir die heutigen Staaten und die in diesen Staaten lebenden Völker kennenlernen wollen, von dem heute gegebenen Zustand der Staatenswelt aus. Wir teilen daher nicht, wie es etwa bei einem rein völkertkundlichen Verzeichnis der Fall sein würde, den Stoff nach den natürlichen geographischen Räumen ein, etwa Erdteil nach Erdteil behandelnd, sondern wir gruppieren das Schrifttum nach den Komplexen, die in der Weltpolitik in Erscheinung treten: den großen Reichen wie den mittleren und kleinen Staaten. Dabei ist es dann selbstverständlich, daß z. B. Indien und Australien als Teile

des britischen Imperiums im Abschnitt „Das britische Weltreich“ behandelt werden. Auch bei der Feststellung der Reihenfolge der einzelnen Staaten ist derselbe leitende Gesichtspunkt maßgebend. Es kommen zunächst die Staaten, die in der Weltpolitik entscheidend sind: das britische Weltreich, die Vereinigten Staaten von Amerika, Japan, China, Rußland, Frankreich und Italien. Hieran schließen sich die kleinen europäischen und außereuropäischen Mächte. Über die von uns gewählte Reihenfolge kann man verschiedener Meinung sein; einen sicheren Maßstab gibt es hier nicht; das persönliche Urteil des Bearbeiters wird immer eine besondere Rolle spielen.)

Aus der Absicht des Kataloges ergibt sich auch ohne weiteres, daß die Länder, die in der Weltpolitik nur Objekt sind, wie etwa Afghanistan, Abyssinien und Siam, nicht selbständig auftreten. Die weltpolitischen Probleme jedoch, die für diese Länder entscheidend sind, werden selbstverständlich in anderem Zusammenhang sehr wohl behandelt; so z. B. die afghanischen Probleme ausführlich in verschiedenen Büchern über die englische und russische Asienpolitik.

Was für die Gliederung des Kataloges als Gesamtheit gilt, gilt für die Gliederung der Abschnitte. An erster Stelle steht die Literatur, die die heutigen Zustände darstellt. In diesen Abteilungen liegt entschieden das Schwergewicht des ganzen Kataloges. Da aber die heutigen Verhältnisse in den meisten Fällen ohne eine Kenntnis der Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht zu verstehen sind, folgt an zweiter Stelle ein Abschnitt, der die Zustände des betreffenden Landes vor dem Kriege schildert. Schließlich ist in einem dritten die Literatur aufgeführt, die die Grundlagen des betreffenden Staates behandelt: Boden, Volkstum und Verfassung.

In einem Anhang ist dann das äußerst wichtige Schrifttum über die großen internationalen politisch-geographischen Probleme aufgeführt. Hier findet der Leser, der sich nicht so sehr für die politischen Probleme der einzelnen Länder, sondern für die großen Strömungen in der Weltpolitik interessiert, die gesuchten Bücher. Diese Gruppe kann also in gewisser Hinsicht als die der einführenden Werke betrachtet werden, die als Vorbereitung für das Studium einzelner Länder oder Fragen gut benutzt werden können. (Vgl. dazu auch die Ausführungen am Schluß dieses Artikels.) Die hier genannten Werke unterrichten zum Teil über die Gesamtheit der politischen Probleme der Gegenwart, zum Teil behandeln sie auch politische Fragen, die größere Mächtegruppen betreffen (z. B. Ökopolitik, Paneuropa, Pazifischer Ozean).

Ist der Katalog in seiner ganzen Anlage auch nicht nach rein geographischen Gesichtspunkten aufgebaut, so ist doch eine spezielle geographische Betrachtungsweise maßgebend gewesen. Es sind die Grundsätze der Geopolitik, die hier angewandt werden. Und da der Gesamtkatalog durchaus einen

geopolitischen Charakter trägt — geopolitisch im weitesten Sinn des Wortes —, so erschien es uns unbedingt notwendig, im Anhang auch die Werke aufzuführen, die theoretisch in die Lehre von der Geopolitik einführen.

*

Dieselben Prinzipien wie bei der Gliederung sind auch bei der Buchauswahl angewandt. Indem wir immer vom Gesichtspunkt des weltpolitischen Interesses ausgehen, ergibt sich, daß jeweils im Mittelpunkt der einzelnen Abschnitte die eigentlich geopolitischen Werke stehen. Aber die Aufgabe bringt es mit sich, daß hierzu noch zahlreiche Bücher aus verschiedenen anderen Literaturgruppen treten. Die Buchauswahl soll ja die Kenntnis sowohl der politischen als auch der sozialen, der wirtschaftlichen und geistigen Probleme der einzelnen Länder vermitteln. So kommt es, daß sich neben den geopolitischen Werken ausgesprochen politische Bücher finden. Wir sind hierbei von dem Gesichtspunkte ausgegangen, wenn möglich, Vertreter der betreffenden Nationen selbst (natürlich in deutscher Übersetzung) sprechen zu lassen. Es sind z. B. Bücher aufgenommen von Lloyd George, Gandhi, Stalin, Trozki, Sun Yat-Sen. Ja, wir sind nicht davor zurückgeschreckt, rein politische Tendenzschriften (wie etwa das Baltanbuch von Henri Barbusse: Die Denker) aufzunehmen, wenn die betreffenden Bücher uns als Erläuterung eines gegenwärtigen oder auch mehr oder weniger dauerhaften politischen Zustandes in der betreffenden Nation wertvoll genug erschienen. Selbstverständlich ist in diesen Fällen in der Charakteristik genauere Rechenschaft über die besonderen Absichten gegeben worden. Auf diese Weise sind in den Katalog „Die Welt um Deutschland“ einige Bücher gekommen, bei denen wir uns darüber klar sind, daß sie nur aktuellen Charakter tragen, nach einer gewissen Zeit daher aus dem Bestand der Bücherei entfernt werden müssen, ja für die nächste Auflage der „Welt um Deutschland“ vielleicht schon gar nicht mehr in Frage kommen. Diese Bücher sind natürlich nur dann aufgenommen, wenn für die betreffenden Länder sonst keine sachlichen Darstellungen zu den betreffenden Themen vorhanden waren.

Historische Werke finden sich im Katalog nur ganz vereinzelt. Es konnte entsprechend der politisch-geographischen Grundhaltung nicht unsere Aufgabe sein (wie es an sich theoretisch sehr wohl möglich gewesen wäre), die weltpolitischen Probleme auch historisch zu behandeln. Es zeigte sich aber bei der Arbeit, daß in manchen Fällen, besonders bei den kleinen Staaten, wo groß angelegte geopolitische Untersuchungen (wie z. B. Hassingers Tschechoslowakei) nur selten vorhanden sind, notwendigerweise auf historische Werke zurückgegriffen werden mußte. Dagegen sind in weitem Umfange wirtschaftskundliche Werke aufgenommen. Die enge Verbundenheit zwischen Weltpolitik und Weltwirtschaft, wie sie zurzeit am augenscheinlichsten in der Ölfrage zutage

trifft, rechtfertigt dies ohne weiteres. Zahlreich sind auch Bücher aus den Staatswissenschaften vertreten. — Um ein möglichst deutliches Bild von den geistig-kulturellen Problemen der einzelnen Länder zu geben, ist aus dem leider nicht sehr umfangreichen Schrifttum zu diesen Fragen das Wichtigste zusammengestellt. Der Volksbildner wird an manchen Stellen hierbei auf interessante Zusammenhänge zwischen Volksbildung und Weltpolitik stoßen. Werke aus der Schönen Literatur sind nur ganz vereinzelt herangezogen, nämlich nur da, wo ohne diese Werke eine ganz empfindliche Lücke in den betreffenden Abschnitten entstanden wäre. Wir erwägen, ob wir bei einer zweiten Auflage des Kataloges die Schöne Literatur in weit stärkerem Umfange berücksichtigen sollen.

Wenn trotz verschiedener „Anleihen“ aus anderen Literaturgebieten manche Abschnitte über die kleinen Länder, z. B. Dänemark, Bulgarien, Spanien, recht dürftig erscheinen, so liegt das daran, daß wir in deutscher Sprache über diese Länder entweder gar keine oder nur völlig veraltete Werke haben. Veraltete Werke aufzunehmen haben wir jedoch in Betracht des aktuellen Charakters des Kataloges vermieden.

*

Um den Leitern kleiner und mittlerer Büchereien ein Hilfsmittel zur Erschließung des Kataloges in die Hand zu geben, veröffentlichen wir auf Seite 132ff. drei Auswahl Listen, je eine mit zwölf, zwanzig und dreißig Büchern. Es wird bei der Ersten Auswahl sofort auffallen, daß im Verhältnis zu den Büchern über die einzelnen Länder recht viele allgemein in die Weltpolitik einführende Werke aufgenommen sind. Da es kleineren Büchereien ganz unmöglich sein wird, über alle Länder der Erde oder auch nur über die größeren einschlägige Werke aufzustellen, empfehlen wir zunächst die Anschaffung einiger Bücher, die im Katalog selbst zwar im Anhang stehen; sie spielen aber bei einer kleinen Auswahl eine viel größere Rolle, weil sie hier nicht nur Bedeutung haben als Zusammenfassung der Gesamtprobleme, sondern darüber hinaus auch als erste Informationsquelle über Einzelheiten aus der Weltpolitik wie auch über Einzelheiten der Länder, über die in der Liste bzw. Bücherei keine Bücher vorhanden sind. Wir haben uns nämlich bemüht, die erste Auswahl Liste so zusammenzustellen, daß es möglich sein wird, sich aus den dort aufgeführten Büchern über alle wesentlichen weltpolitischen Probleme zu orientieren. Dabei ließ es sich nicht vermeiden, daß einige Bücher aufgenommen wurden, die nicht leicht zugänglich sind.

In der Zweiten und Dritten Auswahl sind dann zu den ersten zwölf Büchern neue getreten, die zum Teil viel geringere Ansprüche an den Leser

Reisen. Außerdem ist in diesen Listen auch viel Literatur über die einzelnen Länder. Welche Werke dies im einzelnen sind, geht bereits vielfach aus den Titeln hervor. Zur genauen Orientierung ist hier wie zu allem Ausgeführten jedoch der Katalog selbst mit den Vorbemerkungen zu den Gruppen und den Charakteristiken der einzelnen Werke heranzuziehen.

Bei der Benutzung der Auswahl Listen in Verbindung mit dem Katalog wird sich zeigen, daß in diesen Fällen vorgeschlagene Bücher durch andere annähernd gleichwertige ersetzt werden können, ohne daß die Einheitlichkeit des Ganzen stärker beeinträchtigt wird. Die Beratungsabteilung der Deutschen Zentralstelle ist gern bereit, auf alle Anfragen, die individuelle Auswahl von Werken zur Anschaffung für bestimmte Büchereien und bestimmte Zwecke betreffend, Auskunft durch den Verfasser zu erteilen.

Dr. Peter Langendorf

Carl Hauptmann

geb. 11. Mai 1858

„Nein. Jakob Böhme ist mit nie Quelle gewesen! Meine Quellen waren nie Buchstaben und Bücher! Ich war immer nur vor Leben und Sachen. Immer nur Forscher. Und die heiligen Bücher und die bunten Märchen der Urgläubigkeit haben mich aus allen Erdeden angetweht. Nicht nur aus der Ecke ‚Börlitz‘. Und viele Völkerseelen haben mir ihre Schicksale in ihren Liedern gesungen. Mein breiter Wurzels und Quellgrund war das volle, tiefe, lebendige Leben. Und nicht Einer. Wie viele Große haben zu mir gesprochen. Nie einer in seiner Formel. Jeder nur immer als sein Geheimnis. Sonst kommt ein falsches Deuten: wenn man glaubt, irgendwo liegt es, man kann es da greifen.“

Wenn Jakob Böhme verwandt ist, das ist immer nur wieder derselbe schlesische Mensch, der Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert neu geboren wird.“ (Aus einem Briefe vom 9. Februar 1920.)

*

Carl Hauptmann wäre am 11. Mai d. J. ein Siebzigjähriger geworden. Die tiefe Verbundenheit mit den Kräften des schlesischen Bodens, mit dem vollen, lebendigen Leben, die er in diesem Brief für sich selbst als wesentlich bezeichnet, macht auch seine Bedeutung für uns aus. Ein Beitrag aus der Feder Dr. Kangs, der diese Zusammenhänge im einzelnen aufdeckt, wird in der nächsten Nummer erscheinen.

Die Schriftleitung

Bücherkunde

Romane, Erzählungen, Lebensbilder

Jack London, Martin Eden. Roman in 2 Bänden. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-
Aktiengesellschaft. 542 Seiten. Preis je 3.— M.

Jack London, Die eiserne Ferse. Übersetzt von Erwin Magnus.
Ebenda. 294 Seiten. Preis 3.— M.

Ein junger Mensch führt den lantischen, athletischen Matrosen Martin Eden, der ihm bei einer Schlägerei zu Hilfe gekommen war, in seiner Familie ein. Staunend und bewundernd erblickt Martin, zum erstenmal in seinem Leben, die bürgerliche Welt aus der Nähe, und eine tiefe Sehnsucht nach der „höheren“ Sphäre, wo man sich anders kleidet, anders spricht, andere Sitten pflegt, anderen Genüssen huldigt, wo Schönheit und geistiges Leben ist, erwaucht in ihm. Er nimmt sich vor, dieser Gesellschaft würdig und teilhaftig zu werden, zumal er in der Familie Morfe auch Ruth gefunden hat, das erste Mädchen, das er von Herzen liebt. Mit unbeschreiblicher Energie verfolgt Martin sein Ziel. Die paar Auserlickelten, wie Zahnbürste, Sägespätken, Anstandstregeln, eignet er sich schnell an. Welch übermenschliche Anstrengungen kostet es aber einen Menschen, der bürgerliche Bildung und Wissenschaft erwerben will, wenn er mit Grammatik und Wörterbuch anfangen muß, um erst einmal den Slang (Dialekt) abzulegen und einen genügenden Vortragsart zu gewinnen! Und derselbe Mensch langt nach kurzer Zeit bei Biologie, Soziologie, Philosophie und Dichtkunst an; ja, er wächst über den geistigen Horizont der Studentin Ruth, unter deren erster Anleitung seine Bemühungen begannen, weit hinaus. Fast wider Willen, von Martins männlicher Art unwillkürlich angezogen, erwidert Ruth seine Liebe. Allerdings billigen Ruths Eltern die Verlobung nicht, denn Geld, viel Geld gilt ihnen als Vorbedingung für das Glück ihres Kindes, und Martin verdient nicht einmal genug für sich. Doch Ruth baut auf ihn. Sie hatte gespürt, wie der starke Mann Wachs in ihren Händen war, das sich leicht nach ihrem Willen formen ließ, und versucht nun, ihn zu einem praktischen Berufe zu überreden, in welchem er zu ihrem Ideal eines angesehenen Erwerbs- und Gesellschaftsmenschen emporstreben könne. Allein sie begegnet bei Martin eisernem Widerstand: er hat inwischen seine Berufung zum Dichter entdeckt und bleibt sich treu. Weder Ruths Bitten noch ihr abfälliges Urteil über seine Arbeiten, auch nicht die Mißbilligung seiner Schwestern und spießbürgerlichen Schwäger, nicht Hunger und grausame Entbehrungen, nicht die endlose Reihe von Ablehnungen seiner Manuskripte durch die Redaktionen, nicht die Gefährdung seiner Gesundheit, nichts vermag ihn von seinen poetischen Versuchen abzubringen, denn er ist seiner und des Wertes seiner Leistungen sicher. So fällt er aus, mittellos, erfolglos, befräkt nur durch die Anerkennung seines genialen Freundes Bessenden, bis ihm auch den der Tod wegnimmt. Endlich stellen sich die ersten bescheidenen Erfolge ein, etliche Zeitschriften nehmen an, aber nur um Martin auf das gerollenenloseste zu beguntern. Schließlich raubt ihm die Verleumdung eines Reporters das letzte Ansehen bei der Familie Morfe, und Ruth sagt sich von ihm los. Was nützt es, daß der große Erfolg in derselben Zeit eintrifft, daß Martin über Nacht eine literarische Berühmtheit und ein vermögender Mann wird! Nicht Geld und

¹ Die Angaben „Eingestellt“ und „Nicht eingestellt“, die bisher nach den Anschaffungsentscheidungen der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig den Besprechungen beigelegt wurden, werden von jetzt an fortbleiben, da Umfang und Charakter der Besprechungen diese Angaben sehr überflüssig machen. Siehe dazu auch die Bemerkungen über das Besprechungs Wesen am Schluß dieses Heftes.

Ruhm — Liebe ist ihm der höchste Ausdruck des Lebens gewesen. Darum kann er die Enttäuschung an Ruth nicht vermeiden. Auch ist er jetzt, wo ihm wieder alle Türen offenstehen, außerlands, in dieser morghen, unehrlichen und herzlosen Gesellschaft zu leben. Er hat sie durchschaut und verabscheut sie. Aber auch der Rückweg in seine eigene Klasse, die ihm nun wie ein verlorenes Paradies vor-
kommt, ist ihm versperrt, denn seine Enttöschung ist nicht mehr ungeschehen zu machen. Und so bleibt ihm als einziger, tragischer Ausweg nur der freiwillige Tod.

Selbst wenn „Martin Eden“ nichts weiter wäre als die Geschichte von der Eroberung literarischen Ruhmes durch einen jungen Matrosen, möchte er sich immer noch mit irgendeinem der bekannten Romane Londons messen. Sogar in bezug auf das Spannende und Abenteuerliche, nur daß man es diesmal nicht in der Ferne, sondern in der elenden Kammer und im Drogen eines zu suchen hat, der liest und schreibt. Allerdings verlangt dieses Buch stärkere geistige Anspannung als die anderen, weil es um soviel gehaltvoller ist, als man nur erwarten kann. Man sagt, es sei Londons größtes Werk, und ich habe den Eindruck, daß man es kühn unter die wertvollsten Romane der letzten Generation einreihen soll.

Auf den Umstand, daß es ein Dichterschißal behandelt, ist nicht allzuviel Gewicht zu legen, obwohl durch die Entdeckung Martin Edens die herkömmliche Vorstellung vom Dichter ganz erfreulich korrigiert wird; aber die Essenz, aus der ein Dichter lebt, bleibt im letzten dem Publikum doch stets verschlossen oder zumindeßt unwichtig. Immerhin ist dieser gigantische Matrose, was Statur, Charakter, Vergangenheit, seine literarischen Anfänge und sein dichterisches Bewußtsein anlangt, im großen und ganzen kein anderer als Jack London selbst, und insofern wird uns der Roman vielleicht ein besseres, lebensvolleres Bildnis dieses bewundernswürdigen und verehrten Mannes liefern, als es eine Biographie vermöchte. Auch dürfte der Einblick in die Arbeitsweise eines Dichters und in den literarischen Betrieb, in die „Redaktionsmaschine“ für die Öffentlichkeit nicht ohne Nutzen sein.

In der Absicht des Dichters liegt aber unzweifelhaft ein anderes: die Auseinandersetzung eines aus der arbeitenden Klasse hervorgegangenen Menschen mit der bürgerlichen Kultur. Auch das ist ja Londons eigener Fall; er hat ein allgemeines und höchst beachtliches Beispiel daraus gemacht. Natürlich repräsentiert Martin Eden nicht in jeder Beziehung seine Klasse. Er ist, was Begabung und Willenstraft anlangt, wirklich außerordentlich. Aber daß selbst ein solcher Mensch unter der raffinierten, rastlosen Ausnutzung seiner Kraft zum Tier und Trinker herabsinken muß, weil ihm einfach keine Kraft zur geringsten geistigen Regung übrigbleibt, das erläutert ja eindringlich genug die Kapitel über Martins Beschäftigung in der Hotelplätterei. Und also dürfte man den Helden wohl als ein Beispiel nehmen dafür, daß noch viele andere unbefreite Kräfte unter den mörderischen Lebensbedingungen seiner Klasse verderben.

Ganz bedeutsam ist nun die Weise, wie der Arbeiter durch die bürgerliche Welt sich findet. Hier ist die Tatsache entscheidend, daß er erst nach seiner vollen Enttöschung, erst nach seinem zwanzigsten Jahre, in die bürgerliche Welt eintritt. Bis dahin kannte er nur Arbeit, Entbehrung, Schmutz, Dumpsheit und rohe Vergnügungen, wenn auch der Funke eines Höheren immer in ihm war. So ist er nicht nur nicht nach den Idealen der bürgerlichen Gesellschaft erzogen und geformt, sondern bricht in sie völlig unbefangen, geradezu als ein Wilder ein. Raum daß er einige Bücher gelesen hat; aber dafür hat er das Leben vollständig, bis an die Grenzen ausstudiert, und das ist sein ungeheurer Vorteil. Wenn er sich jetzt des riesigen Schatzes an Denken und Wissen, der Bücher, bemächtigt, so ist er ihnen nicht tollkühn ausgeliefert, sondern vermag sie an seiner Kenntnis des unerschöpflichen Lebens nachzuprüfen. Er verhält sich durchaus aktiv zu ihnen, schaltet mit ihnen souverän als den Mitteln seines geistigen Fortschrittes, ohne doch das Ziel selbst in ihnen zu suchen. Und so wächst er, statt von ihr bestimmt zu werden, über die Büchertwelt hinaus.¹ Sehr ausschlußreich ist ferner,

¹ Das Dokument dieser Enttöschung ist natürlich für den Bibliothekar ganz besonders wichtig. Martin Eden ist eifriger Benutzer der öffentlichen Bücher. Die Schilderungen seiner Büchererlebnisse bringen wir im Auszug in einem der nächsten Hefte.

wo sein Interesse einhaft. Nämlich bei der Biologie und Soziologie. Die anhaltende Beschäftigung mit Spencer ist kein Zufall. Martin Eden sucht die Erkenntnis der menschlichen Gesellschaft bei der positiven Wissenschaft. Und überdies zieht ihn bei diesem Philosophen gerade das vollständige System so sehr an, denn es vermittelt ihm, der in keiner religiösen oder weltanschaulichen Tradition aufgewachsen ist, ein geschlossenes Weltbild und gibt ihm dadurch den nötigen Halt in der Flucht der Erscheinungen.

Man sieht wohl, Martin Eden wird, während er in die Grundbestände der bürgerlichen Kultur eindringt, gerade kein bürgerlicher Mensch, sondern vermöge der Erfahrung, die ihm ein zwanzigjähriges bitteres Studium des Lebens einbrachte, und vermöge des stillen Erbtes aus seiner Klasse (Offenheit, Ehrlichkeit, Berechnlichkeit, Solidität und Pflichtgefühl zum scharfen Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft, zu einem Revolutionär (freilich in eigener Sache). Zwar dringt seine Kritik nicht bis zu den letzten Wurzeln des Übels vor, wie überhaupt ihr Wesen nur teilweise verstandesmäßiger Natur ist, aber sie geht aus Erfahrung hervor und dokumentiert sich in Anschauung, und eben darum ist sie so ungemein eindringlich. Wie die Bourgeoisie das Bestehende geistlos anbetet und das Ausgerodetene selbe umgibt, wie sie den Realismus haßt, weil sie sich im Grunde vor dem Leben fürchtet — kann es ein treffenderes Zeichen dafür geben, als daß Martin Eden von Ruth, seinem eingebildeten, selbstgeschaffenen Ideale aufgegeben wird, weil er nicht mit dem toten Maßstab ihrer Gesellschaft, mit Geld zu messen ist, und daß dieselbe Ruth sich Martin wieder anbietet, sobald der äußere Erfolg sich einstellt? In der Antwort, die der Held dem Mädchen bei dieser Gelegenheit gibt, ohne Jörn, aber in der tiefsten Enttäuschung, die ein Mensch erleben kann, liegt das Ergebnis des ganzen Romanes.

„Martin Eden“ wird auf jeden Leser einen großen Eindruck machen, die Wirkung auf geistig regsame junge Arbeiter, aber auch auf die bürgerliche Jugend muß bedeutend und entscheidend sein. Der Held wird, was Streben, Willen, Charakter anlangt, als ein begehrtestens Vorbild genommen werden. Dies hat die Anleihe zu bedenken. Aber deshalb sind auch noch einige Worte über den pessimistischen Schluss zu sagen. Martin Eden ist seiner ganzen Haltung nach als Individualist charakterisiert. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, für einen Sozialisten zu gelten; auch sucht er bei den Rebellen, den „lebendigen Philosophen“, mit welchen ihn Befinden bekannt macht, keinen Anknüpf, obwohl sie ihm ein großes Erlebnis waren. Er glaubt nicht an die „Klassenmoral“, er ist so etwas wie Nietzscheaner auf biologischer Grundlage: Er glaubt an die Kraft des besseren Stärkeren. Wenn ein solcher Mensch, nachdem er das Jdö, dem er nachgegangen, entlarvt hat, auch den letzten persönlichen Halt, die Liebe eines geliebten Wesens, die Achtung vor ihm verliert, dann hält ihn freilich nichts Lebenstwertes mehr am Leben. Der tragische Ausgang besiegelt nur das vernichtende Urteil über die bürgerliche Welt, und der Dichter spricht damit, gleichsam tränenden Auges, auch das Urteil über den großen Individualisten. Wenn das gegen Jack London selbst unbefragt jene niedererschmetternde Erfahrung überstanden hat, so steht auf Grund einer anderen Stellungnahme zum Gesellschaftsproblem. Das bezeugt „Die eiserne Feste“, sie muß deshalb, was die Sache anbetrifft, unbedingt als Ergänzung des „Martin Eden“ behandelt werden.

Die Anfänge der beiden Romane ähneln sich auffallend. Ernst Eberhard — in dem Roman „Die eiserne Feste“ — gleich dem Martin Eden, mit der Leidenschaft, dem andern, er kommt ebenfalls in ein bürgerliches Haus, er lernt die Tochter lieben und findet Begegnung. Nur daß hier der Held wenige Jahre älter und zum vollen Bewußtsein seiner Klasse gekommen ist und daß Abis (das Mädchen) die Fesseln ihres Standes sehr schnell abstreift und ganz auf seine Seite tritt. Damit verschließt sich der Schwerpunkt aus dem Persönlichen ins Allgemeine. Der Held ist nicht mehr der Dichter, dessen Einzelschicksal eine enttäuschte Liebe beschließt, sondern der „Sänger in Laten“, der Klassenkämpfer, der im Verein mit der geliebten Frau das Schicksal der arbeitenden Menschheit zu wenden sucht.

Vorerst sei aber die merkwürdige Einleitung des Romanes erwähnt. Er ist (Erscheinungsjahr 1907) als ein Bericht von Abis über ihre und Ernsts Geschichte im Zusammenhang mit den revolutionären Geschehnissen in Amerika während der Jahre 1912—17 abgefaßt. Also vom Autor aus ein Zukunftsroman. Der Leser hat

sich jedoch in die Lage zu versetzen, daß das Buch, nachdem es während der dreihundertjährigen Herrschaft der „Eisernen Feste“ verboten war (mit einer so langsamen Entwicklung rechnet London) nach weiteren vierhundert Jahren der Menschheitsverbrüderung soeben aufgefunden worden sei. Daher in Fußnoten die zahlreichen Anmerkungen zu Tatsachen, welche uns entweder bekannt oder vollkommen selbstverständlich (z. B. das Versicherungswesen), in jenem Zukunftreich aber vergesen sind oder absurd erscheinen müssen.

Die Handlung entwickelt sich in zwei großen Abschnitten: Kritik und Aktion.

Wie zu erwarten, ist die Kritik der sozialen Ordnung jetzt vollständiger, grundlegend durchgeführt. Zwar demonstriert London die Vertroffenheit des bestehenden Systems zunächst wieder in seiner bekannten Anschaulichkeit durch wenige Beispiele, und eben die Macht der Beispiele überzeugt Able selbst, ihrem Vater und den Bischof, — aber die Tendenz geht nunmehr dahin, hinter den Einzelfällen die Zusammenhänge, das Wesen des ganzen Systems zu offenbaren. Ernst Eberhard zieht den Schleier weg vom sozialen Betrug, er zeigt nicht nur die Rücksichtslosigkeit der Herrschenden, nicht nur, wie Gerecht und Recht in diesem System zerkleinert sind, er sagt auch warum und wozu. Er nennt die treibende Kraft bei Namen: die Perennimoral der Großkapitalisten und Handelskönige, die „Eiserne Feste“, die Oligarchie, d. h. die Herrschaft der einzelnen, welche London als letzte Form des Kapitalismus annimmt. Alle anderen außer ihr sind Funktionäre oder Sklaven.

Auch die zwischen den feindlichen Lagern Stehenden — mittlere Geschäftsleute, die gegen die Trusts zernern, während sie selbst schwächere Konkurrenten ruinieren — belehrt Ernst Eberhard mit eiserner Logik. Die wirtschaftliche Entwicklung sei nicht aufzuhalten, der Sieg der Trusts unabweislich und notwendig. Der Sozialismus könne erst danach beginnen. „Die Welt Herrschaft und mit ihr die Maschine liegt zwischen Trust und Arbeit. Dort ist die Schlachtfeld. Auf keiner Seite will man (das sagt Ernst Eberhard den Reaktionsären) die Vernichtung der Maschinen, auf jeder Seite aber ihren Besitz.“ Das ist Marxismus.

Sobald an Feststellung. Hier beginnt die Prophezie der Aktion. Einen Krieg mit Deutschland, durch den (1915) die amerikanische Oligarchie die Welt Herrschaft erringen will, verhindert ein Generalstreik der Arbeiter beider Länder. Deutschland stürzt den Kaiser und errichtet einen sozialistischen Staat. Die Eisernen Feste aber nimmt Rache am amerikanischen Proletariat. Indem sie eine begünstigte Arbeiterkaste auf ihre Seite zieht, sprengt sie die Front des Gegners. Durch Vorsehung wird die große Masse immer mehr der Freiheiten beraubt. Die Verelendung macht immer größere Fortschritte. Die Oligarchie durchseht den Feind mit einem Spitzelsystem, Späher der Sozialisten liefern einen unterirdischen Gegenkrieg. Menschenleben gelten nicht viel. „Die Revolution nimmt fast den Charakter von Religion an.“ Aber die Macht der Oligarchie ist unerschütterlich, weil sie selbst an ihr Recht glaubt, die Zivilisation vor der „Bestie des Abgrunds“ zu schützen. — In diesen Zeiten schafft ein infamiertes Attentat den Herrschenden die Belegenheit, Ernst Eberhard und die anderen Führer des Proletariats gefangenzusetzen. Sie arbeiten vom Gefängnis aus weiter, werden befreit und führen ein illegales Dasein. Da kommt es, durch Provokation der Eisernen Feste, zur Epicagore Kommune. In blutigen Straßenkämpfen meißeln die Soldaten der Oligarchie das Volk des Abgrunds nieder, Silber eines Brauens und Entsehens ohnegleichen. — Unvermittelt bricht das Manuskript ab, ohne daß Able noch von Ernst Eberhards Tod berichtet hat.

Eine unerschütterte, mit Lehre und Leidenschaft geladene Tendenzrichtung läßt sich natürlich nicht poetisch „genießen“. Die „Eiserne Feste“ ist ein Faustschlag, nein ein Kanonenschuß, ein donnernder Appell an das soziale Gewissen. Und darum wird das Buch von den Partelen entweder geliebt oder verabscheut werden. Eine kritische Stellungnahme zu der Doktrin des Buches selbst erübrigt sich für uns, denn die Untersuchung, ob der Kapitalismus im allgemeinen und seine amerikanische Form im besonderen wahrheitsgetreu gezeichnet oder ob der Sozialismus und die prophetische Verarbeitung der Marx'schen Geschichtstheorie berechtigt sei, ist an dieser Stelle weder möglich noch nötig. Wir verweisen auf das reiche Material zu diesen Fragen, das die Bibliothek zur Verfügung hat. Das

schließlich die poetische „Formlosigkeit“ der „Eisernen Feste“ betrifft, so sei doch daran erinnert, daß sie nicht das erste Beispiel einer Sprengung der gewohnten Romanform ist und daß wir deren wahrscheinlich noch mehr zu erwarten zu haben.

Dohr

Franz Hertwig, Sankt Sebastian vom Wedding. 14.—18. Tausend. München 1926, Kösel u. Pustet. 97 Seiten. Preis 1.70 M.

Das kleine Buch von Hertwig ist als Legende bezeichnet. Es ist eine moderne Legende. Christliche Gläubigkeit von jener neukatholischen Sicherheit, wie wir sie von der katholischen Jugendbewegung her kennen, und die realistische Schilderung des modernen Großstadtproletariats vermischen sich in dieser Legende zu einer unlöslichen Einheit.

Ein junger Mensch, Sebastian, gerät an die Bibelstelle: „Siehe, ich sende auch die Kämmer unter die Vögel“. Diesen Text liest er hellhörig in die Großstadtgegenwart hinein. Eindrucksvoll wird das Grundmotiv Bibel und Großstadt gleich anfangs als Wilson des Mönches geschildert: „Und er sah ungeheure Scharen von Vögeln, ineinandergeballt und sich gegenförmig zeretzend. Niesen, essen, bis an die Vögel reichend, wuchsen aus dem Bewimmel hoch und dampften schwarzen, gelben, grünen Atem, der wie gurgelnde Stimme war: Hier sind sie, hier sind die Vögel, hier steigt die Sintflut der Vögel“. In einer kurzen Zeit der Verfertigung entscheidet der junge Mönch für sich die für viele heutige Menschen wichtigste Frage: darf ich mich selbst in Ruhe vollenden oder muß ich mich in die Welt wagen, um zu helfen, so gut es geht. Er entscheidet sich für das letztere. Er geht in die Großstadt Berlin in die Gegend vom Wedding und wird dort Gelegenheitsarbeiter. Das Meer des Großstadtlebens, das über ihm zusammenschlägt, wird geschildert. Die Schilderung ist von einem, der es von innen her kennt. „Die großen Dinge, um derenwillen der Mönch angezogen war, schienen zu verfliegen. Er ging einem Feldherrn, der bei jedem Verfallenen stehen bleibt, in dessen die Schlacht tobt.“ So macht er es in der Tat. Er hilft den Menschen nicht von oben her, von der Organisation her. Er hilft ihnen als einer der Ihren, mitten in dem gleichen Getümmel stehend. Er bleibt seiner Sendung treu, indem er alles, was sich ihm im Augenblick ergibt, immer bis zu Ende tut. So steht er z. B. am Bahnhof, mit vielen anderen darauf lauernd, einen Koffer zu tragen und damit sich etwas zu verdienen. Er bekommt vor den anderen einen Auftrag. Alle sehen ihn scheel an. Er trägt den Koffer und bringt das Trinkgeld sogleich einem anderen zurück, der bedürftiger ist als er. Wie er dann selbst vor Schwäche wankt, schiebt ihm einer ein Stück Brot zu, indem er sagt: „Wir sind ja alle Brüder“. Unermüdlich hilft er so allen, wo er kann, in jedem Augenblick. Auch dann, wenn er ihnen mit seiner Güte allmählich süßig zu werden beginnt. Denn er hindert sie, „so recht Vieh zu sein“. Sie sagen ihm nach: „Wo du bist, kann man nicht so recht lustig sein“. Einzig nach dem Befehl der christlichen Liebe lebt er, und er predigt auch dies Befehl der Liebe allen, die es hören wollen. Freilich, ohne den Namen Gottes dabei in den Mund zu nehmen. Und allein so kann ja die christliche Lehre heute noch in dem Großstadtproletariat ihre Aufgabe erfüllen.

Langsam bildet sich um ihn eine Gemeinde von Menschen, die still und mitten in ihrer unfähig schweren Alltagsarbeit tun wie er. „Er sah mit den Menschen an schmerzigen Tischen hinter einem Glas faden Bieres. Sie sprachen von kleinen bitteren Dingen des Tages. Sebastian mußte ihnen tiefere Bedeutung geben.“

Dst verzweifelte er in diesem Meer des Lebens. Es wird erzählt — und dabei kommt die katholische Kraftquelle deutlich zutage —, wie er jeden Morgen in einer kleinen Kirche sich mit dem Leib des Herrn für seine schwere Arbeit stärkte. Aber auch das reicht nicht aus für die Anforderungen, die das Leben im Großstadtproletariat an den Christenmenschen stellt. Bei Gelegenheit eines Putzbesuchs taumelt er selbst in den Haß hinein. Auf einem Tisch in einer Schenke stehend, schmettert er Flüche heraus: „Wehe denen, die tanzen, wenn andere kriechen. Weh denen, die freffen, wenn andere hungern . . .“ Sofort hat er damit den billigen Erfolg und merkt noch gerade daran, wie berkehrt es so ist, und flieht vor sich selbst und seinem eigenen Machtverlangen.

Der Satan, der ihm in der Gestalt eines Parteifunktionsärs entgegentritt, spricht zu ihm: „Die Welt muß erneuert werden, zuerst müssen wir die Menschen herabziehen, die über uns sitzen“. Darauf erwidert er: „Du mußt dich selbst erneuern. Lebst du in Gott und für Gott, so wird es dir gleichgültig sein, ob du zehn Stunden arbeitest oder drei. Und ist ein jeder so, so wird die Erde ein Paradies sein, in dem es sich herrlich leben läßt“.

Er wird nun der Märtyrer dieses sozialistischen Standpunktes, der notwendig den parteipolitischen Zielen des Proletariates hinderlich sein muß. Der Haß gegen ihn steigt zugleich mit dem Haß gegen die herrschende Klasse. Alles ist in immer steigender Wut verbrissen. Das distonäre Bild, das Bild von den Wälfen, das ihn in die Großstadt getrieben hat, erfüllt sich immer mehr in seiner ganzen Realität. Man bedroht ihn, will er „mit seinem Wesen den Stummarsch der Massen zur irdischen Glückseligkeit aufhalten“. Als die große Abrechnung nahe ist, kann man sein Treiben nicht mehr dulden.

So kommt er zu seinem Ende. Aufgefordert, bei „letztem Befehl“ mitzumachen, weigert er sich, getreu seiner Sendung. Er wird an die Laterne geschleppt, ohne sich zu wehren. Wie jenen Sebastian, der sich mit Pfeilen spielen ließ, durchlöchern sie diesen mit Kugeln. „Weshalb schreist du nicht“, kreischt ein Weib, als ihm eine Kugel den Schenkel aufreißt. „Haß du immer noch Mut, bestellst immer noch nicht um dein Leben?“ Da rafft sich sein Leben im Tode zusammen. „Herr“, sprach Sebastian und seine Stimme stieg sich auf wie ein Vogel in Todesangst und sank langsam und zuckend nieder: „lasse mein Blut fruchtbar sein, Herr, Herr!“ Und dann klingt es, nun völlig im Ton der Legende, durch die Großstadtstraße, von der wachsenden Gemeinde des Märtyrers gerufen: „Heiliger Sebastian, hilf“ für uns.“

Das Buchlein ist um der unmittelbaren Kraft seiner Darstellung willen, die hier zum Teil in der eigenen kräftigen Sprache des Verfassers wiedergegeben wurde, für weinste Kreise großstädtischer Leser wichtig.

Außerdem weckt die Lektüre noch nach zwei Seiten das Nachdenken im besonderen. Einmal nach der zeitgeschichtlichen Seite. Das Buch, das 1926 im 14.—18. Tausend bei Kösel und Pustet herausgekommen ist, ist ein deutliches Zeugnis der Revolutionszeit und insofern sogar durchaus als „historisch“ zu werten. Heute würde man gewiß schon nicht mehr so schreiben können. Der legendäre-apokalyptische Ton der Erzählung paßt ganz in die Zeit nach dem Kriegsschluß: in diese Zeit der Berliner und Münchner Unruhen. Die damals genährten Hoffnungen auf Verbrüderung und Volksgemeinschaft steigen dem zeitgeschichtlich interessierten Leser in ihrer etwas zu schnellen Formulierung und zu einfach gehaltenen Vermittelbarkeit, zugleich aber auch in der ganzen ungenügenden Wucht des damaligen revolutionären Willens wieder auf. Vor allem ist das Buch wichtig für alle Leser, die an der Verknüpfung des religiösen und sozialen Problems der Gegenwart interessiert sind. Freilich wird hier keine Lösung des Doppelproblems gezeigt, sondern eben das Martyrium des religiös gerichteten Menschen der Gegenwart. Ob freilich das Martyrium notwendig so verlaufen muß, wie diese Legende zeigt, ist sicherlich abhängig von der weltanschaulichen Stellung des Menschen. Im Sankt Sebastian vom Wedding spricht die katholische Welt, und zwar in ihrer modernen Form, die ja augenblicklich im heutigen Deutschland überall so feste Positionen erobert.

Daß ein Sebastian in Berlin am Wedding notwendig Märtyrer werden muß, liegt aber zum guten Teil doch wohl auch daran, daß diese Berliner Arbeiterschaft aus dem Geist eines nüchternen protestantischen Landstetters irgendwie mit Recht etwas an diesem Märtyrer vermißt. Er mißt sich eben doch nicht ganz unter sie. Er holt sich seine Kraft aus dem „Leibe des Herrn“, der für diese Arbeiterschaft ja doch ganz bestimmt keine Symbolkraft mehr besitzt. Die Parteidoktrin ist für den modernen Sankt Sebastian der Satan, für den modernen Proletarier wenigstens aus dem protestantischen Norden aber ist dieselbe Parteidoktrin deutlich der Esch für das Evangelium. Solche Gegensätze können niemals zu einer Lösung kommen. Es erwacht langsam im Proletariat selbst der neue religiöse Wille, der aber gar nicht katholisch, ja nicht einmal mehr christlich gesüßt ausseht, wenn er auch durchaus mit den einfachen Lehren der schlichten christlichen Nächstenliebe, wie sie dieser Sebastian lebt, strukturell verwandt sein kann. So kommt es inner-

halb dieser Legende zu einem Zusammenprall dieser beiden Welten, die armmäßig so verwandt sind und heute doch nicht mehr ganz zu vereinen sind: Christentum und Sozialismus. Und nur der Leser, der der christlich-katholischen Welt nahesteht, wird hier in der Gestalt des modernen Sebastian eine Lösung der sozialen Frage sehen können, der sozialistisch eingestellte Leser aber nicht, obgleich freilich auch er erschüttert sein muß von der notwendigen Folgerichtigkeit dieses Martyriums.

Klatt

Heinrich Holec, Der graue Film. Skizzen und Reportergänge.
Wien 1925, Wiener Volksbuchhandlung. 304 Seiten. Preis 1.50 M.

Diese Skizzen sind eine realistische Sammlung der verschiedenen Schattierungen von Graue im Leben des Arbeiters. Holec ist auf seinen Reportergängen dieser alltäglichen Not der Arbeiter nachgegangen. Unheilvoll wie der Film durch das Fehlen jedes bunten Tones der Freude, der Farbigkeit des Lebens. In all diesen kleinen Erzählungen klingt nur die quälende Frage nach dem Sinn des Lebens. Jene Frage, die, wie Holec in seiner Lebensgeschichte „Untermweg“ erzählt, ihm schon als Knaben und nachher immer wieder aufgetaucht ist: Warum leben wir und leben wir so, wie wir leben?

Also genau wie in seiner Biographie, nur noch in verstärktem Maß wird in diesen Blättern nur der leidende, sinkende und von der Not geschlagene Arbeiter dargestellt, nicht aber der starke, auf seine noch ungebrauchte geistige Kraft stolze Arbeiter, der den Begriff Proletariat schon als großen Kampfruf benutzt.

Das ist die Grenze des Buches, aber innerhalb der Grenze dieses Buches werden die allerfeininnigsten Beobachtungen niedergeschrieben. Da ist zum Beispiel die Geschichte des Franz Hasenbühl, der 25 Jahre an der Hobeimaschine stand und nun als Jubilar an dem blumengeschmückten Ehrenisch saß, ihm gegenüber der Herr Direktor mit dem Betriebsleiter und dem Werkmeister, die ihn von Zeit zu Zeit ins Gespräch zogen. Der Herr Direktor hält dann eine Ansprache und überreicht darauf dem Jubilar als Zeichen der Anerkennung im Auftrag der Firma eine goldene Uhr mit Kette. Der Jubilar saugt verlegen an seiner Zigarre, „dann nimmt er mit einer schweren Handbewegung, als würde er ein schweres Brett vom Holztisch herunterholen, die Uhr aus den Händen des Direktors“ und dankt mit unbeholfenen Worten dem Direktor und der Firma. Dann schaut er auf das Geschenk und magt nicht, um sich zu bliden, weil er sich beim Reden so ungeschickt benommen hat. Nachher aber, daheim, legt er die goldene Uhr auf den Tisch und spricht gepreht zu seiner Frau: „Da schau her, Alte, das ist alles, was ich mit meiner Arbeit die ganzen Jahre her erwirtschaftet habe. Dabei kann ich noch von Glück reden, daß ich nicht arbeitslos war in diesen 25 Jahren. Sonst hätte ich nicht einmal das. Aber die Uhr ist doch sehr überzahlt, ja, sehr überzahlt. So schaut das Arbeiterglück aus.“ Die Frau schweig, sie fühlte nur, daß ihr Mann recht hatte.

Diese Kurzgeschichte ist typisch für viele, die Holec erzählt, immer ganz einfach beobachtete Züge des Alltags und des seltenen, traurig verlebten Festtages. — Leben der kleinen Leute, oft mit bitteren, ironischen Bemerkungen durchsetzt und manchmal mit etwas düstiger Romantik verbrämt, wie in der Geschichte vom Prellbock, wo der Mann von 40 Jahren in seine kleine Helmatstadt fährt und den Prellbock sieht, wo er vor 35 Jahren Eisenbahn gespielt hat, und dann findet er alles anders, als es damals gewesen ist, „als sei er in eine fremde Gegend gekommen“.

Brau wirken auch die italienischen Reisebilder, die der Verfasser auf einer Reise nach Italien schrieb, die für ihn als gewesenen Arbeiter ein ganz traumhaftes und unglaubwürdiges Ereignis war. Aber auch da kann er sich nicht freuen und sieht pflichtgemäß nur das, was die Italienfahrer vor ihm der Aufzeldnung für würdig befunden hatten. Er kann Italien gar nicht mit eigenen Augen sehen, er kann sich nur an dem faschistischen Italien ärgern.

Die Summe aus seinen Betrachtungen zieht Holec in seiner letzten Skizze „Das verträufelte Leben der Besitzlosen“. Er schildert da, wie der besitzlose Arbeiter seine eigene Lebenszeit Stück für Stück wegwünscht. „So verrinnt das Leben der

Armen: eine ununterbrochene Kette von Wünschen: wenn doch die Zeit schon um wäre." Wie kommt er in die gleiche Lage, wie der Reiche doch zuweilen, im Gefühl des Glücks, das ihm das Leben mit seinen Herrlichkeiten bietet, sagen zu können: „Verteile doch, o Augenblick, du bist so schön“. „Die Armen leben ihr Leben nicht, sie vermühschen es nur.“

Charakteristisch für die Lebensanschauung des Verfassers ist die grotesk verkehrte Auslegung des Faustmottos: „Verteile doch, du bist so schön“. Wie wäre damit von Faust die Herrlichkeit von Geist und Reichtum gemeint. Die ganze Entzückung, die Goethe der Faustdichtung gegeben hat, wird ja mit dieser ganz naiv materialistischen Auffassung aufgehoben. Das Faust gerade an allen Gütern und Besitztümern und Schönheiten des Lebens unbefriedigt vorübergegangen ist und erst in der Tat, in der nutzbringenden Arbeit selbst jenes ewig gesuchte Glück sieht, das ihn dazu bringt, dem Augenblick Dauer zu wünschen, das ist hier böllig in Vergessenheit geraten.

Damit wird furchterregend klar, wie dieser graue Film des Arbeiterchicksals heute bereits, weit mehr noch als der Verfasser ahnt, bedrohlich und finster ist. Wie das Brau und die Trostlosigkeit des heutigen Alltagslebens bereits ganz naiv die edelsten Kulturerrungenschaften des abendländischen Geistes mißversteht, mißverstehen muß, weil diese Ideen viel zu hoch über die primitiven Forderungen des Hungerlebens emporragen, so daß sie den heute Lebenden bereits ebenso unerreichbar wie unbegreiflich geworden sind.

Klatt

Heinrich Hovel, Untertwegs. Eine Selbstbiographie. Wien 1927, Bugra. 298 Seiten. Preis geb. 3.— M.

„Untertwegs“ ist die Selbstbiographie eines Arbeiters, der der Sohn eines Arbeiters ist. Von seinem Vater, Wenzel Hovel, ist bei Diederichs 1909 ebenfalls eine Biographie „Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters“ erschienen. Und der Sohn Hovel widmet seine Lebensbeschreibung „Seinen Kindern“. Als Einleitung zu seiner Lebensgeschichte schildert er seine Vorfahren, die er nicht kennt, die vermutlich jahrhundertlang bei den Herren in Fron arbeiteten, jene „Arbeitsmenschen“, die für andere wertten. Besten Raum nimmt die Schilderung seiner Kindheit ein, die er mitten in dem grauen und armfellen Einzelie der Arbeiterfamilienlebens verbrachte. Er beschreibt, wie sein erstes bewußtes Erlebnis der schrilie Lärm der Glasfabrik ist, in der sein Vater und nachher auch er selbst arbeiteten. Mit einem eindringlichen Gleichnis schildert er dies gleich zu Anfang und gibt damit zu seinem ganzen Buche das Thema: „wie ein Schläfer durch das klingende Geräusch der Weckeruhr jäh aus tiefem, traumlosem Schlaf gerissen wird und seine Gedanken an dem Beckerre der Uhr wie an einer raselnden Kette aus dem Bereich des Unterbewußtseins emporklettern zum lebenden Bewußtsein, so klingt auch in meiner ersten Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit dies schrille Beckerr“.

Wirklichkeitsgetreu berichtet er dies armfellige Leben des Arbeiterkinde, dessen Vater als „Sozi“ von einer Gelegenheitsarbeit zur andern entlassen wird und oft arbeitslos ist, seinen Leidensgang durch die Schule, die Trostlosigkeit des Alltags, die um so grauer wirkt, weil selten hier und da einmal ein ganz geringfügiges freudiges Ereignis mit großer Liebe und freudiger Nacherinnerung erzählt wird. Man erfährt, wie der Knabe früh bei der Arbeit mithelfen muß, wie schonungslos er schon als Kind mit den geschlechtlichen Tatsachen und Mißbräuchen bekanntgemacht wird. Man kann es Schritt für Schritt verfolgen, wie dieser Arbeiterjunge verschlossen und wortarg und mißtraulich wird, werden muß, weil ihn das Leben schon so früh und so erbarmungslos packt. Man wird schlesflich Zeuge, wie der selbständig gewordene junge Mensch sich langsam und jäh emporarbeitet, wie er sich den Zugang zu der geistigen Welt erkämpft und schlesflich im Dienst der Arbeiterklasse und ihres sozialen Kampfes zum Schriftsteller wird.

Nach zwei Seiten ist das Buch bedeutsam. Es gibt den Arbeitern selbst, die unter ähnlichen oder auch noch schwierigeren Bedingungen aufgewachsen sind, realistisch und ungeschminkt ein zusammenhängendes und typisches Bild des Arbeiter-

schicksals. Vor allem aber gibt es den Lesern aus bürgerlichen Kreisen, welche die Not des Arbeiterlebens gar nicht kennen, eine Einsicht in die Wirklichkeit. Besonders wichtig ist das Buch für Volksschullehrer, Volksbildner und alle, die von Berufs wegen mit Erziehung zu tun haben. Sie können an der Lektüre dieses „Wacht-„Un-„Schlaf-„und-„romantischer-„Theater-„vom-„Leben-„des-„Arbeiter-„Ind-„werden. Sie können hier die Wirklichkeit des Arbeiterschicksals kennenlernen. Hier spricht freilich ein Arbeiter, der nur das Arbeiterschicksal sieht und schildert, wie es eben ist, der naturgemäß einsig und allein sucht, dieses Schicksal als ein rechtlos furchtbares hinzustellen und der ja auch selbst dem Schicksal, Arbeiter zu bleiben, entgegen. Allein die Einsicht in die Furchtbarkeit des Arbeiterschicksals führt ihn zu Klassenkampf und Gewerkschaftsbewegung. Nicht aber spricht er für den allerdings sehr viel kleineren Teil der Arbeiterschaft, die in der Arbeit selbst, in der Maschinenarbeit als Tat nicht nur ein ihnen aufgezwungenes Schicksal sehen, die vielmehr darin neuerdings die Möglichkeit zu einer sinnvollen Gestaltung des Lebens sehen oder doch daran glauben. Dolek spricht also nicht für den Sozialismus, der in positiv revolutionärem Sinn dafür kämpfen zu müssen glaubt, daß der Arbeiter an der Fabelhaftion materiell wie geistig Anteil erhält. Dolek spricht, wenn er für den Sozialismus spricht, dabei gegen die Maschinenarbeit. Der neue Gedanke, der Sozialismus und Maschine im positiven Sinn zusammensieht, der ja überhaupt erst im nennenswerten Umfang nach der russischen Revolution auftauchte, muß diesem Buch notwendig fremd bleiben, weil ja der Verfasser als jetzt 45jähriger Mann die Verhältnisse der Vorkriegszeit schildert und schildern kann. Er sieht noch keinen Ausweg aus diesem „grauen Film“ des proletarischen Schicksals. Er kann ihn nur wirklichkeitsgetreu vor unseren Augen abrollen lassen. Diese graue Realität ist die Stärke und die Grenze auch seiner Biographie, wie sie im erhöhten Maße die Grenze seiner Stijgenammlung „Der graue Film“ ist.

Klatt

*

Jack London, Der Seetölp. Roman. Übersetzt von Erwin Magnus.
Berlin 1926, Universitas Deutsche Verlags-Altiengeellschaft.
337 Seiten. Preis 3.50 M.

Man wird diesem Roman Londons nicht gerecht, wenn man ihn lediglich als Abenteuerroman betrachtet. Zwar ist er auch Abenteuerroman und gehört zu den spannendsten, aufregendsten, glänzendsten. Im „Seetölp“ geschehen ununterbrochen Dinge, die einem tatsächlich das Blut stocken lassen: Schiffbruch und Rettung, rohe Gewalt, Spiel mit Menschenleben, tierischer Kampf Mensch gegen Mensch, Mord und Mordversuch, Robbenjagd, Sturm, Seenot, Überfall, Flucht und Menschenjagd. Aber diese Sensationen spielen nur eine zweite Rolle. Unser Interesse und Anteil gehört vor allem einer Anzahl Charaktere, und hierdurch erheben sich die Begebenheiten ins Gebiet sittlicher Wertung, wobei das Albeu der Betrachtung von der gewaltigen Kunst Londons bestimmt wird, lebendige Menschen zu erschaffen. Da ist der Seetölp selbst, Wolf Larsen, Kapitän des Robbenschoners „Oho“. Er beherrscht sein Schiff nur durch Gewalt und Schrecken: ein Ungeheuer, ein unbewingbar starkes, furchtloses, mittelloses, unberechenbares Tier. Man kann auch sagen: der Urtyp des primitiven Menschen, „morallos und schön wie vor der Entwicklung der Moral“. Ein Monstrum poetischer Erfindung und doch wirklich dermaßen der genialen Zeichnung Londons. In die Klauen des Seetölpes fällt, aus Seenot gerettet, der Erzähler des Romans, Humphrey von Wehden, ein schwedischer Mann, der, von der Arbeit anderer Menschen lebend, bisher nichts weiter kannte, als über Büchern zu sitzen und den Geist an Kunst und Philosophie zu üben: das Muster des Zivilisierten. Auf dem Gegensatz dieser beiden Typen, auf dem ideellen Gegensatz von Natur und Zivilisation als Grundthema, baut sich dann der Roman auf. Denn obwohl von Wehden brutal zu jedem Schiffsdienste gezwungen wird, eins schafft doch Beziehung zwischen ihm und Larsen und hebt beide aus der übrigen Schiffsbesatzung heraus: ihre Intelligenz. Wolf Larsen besitzt einen hohen Verstand und eine eiserne Logik. Er hat sich aus eigener Kraft gebildet, mit genialer Einseitigkeit Dichter und Philosophen studiert. Und zwar macht ihn dieser Umstand noch

furchtbarer, weil so seinem Urmenschentum die Rabidität genommen ist. Sein Tun bekommt Methode, es wird ein entsetzliches Spielen und Versuchen mit eigenem und fremdem Leben, Dissektion und kalte Beobachtung, und es begründet sich durch ein System, durch einen extremen Materialismus und Nihilismus. Etwa so: „Das Leben ist ein ziel- und sinnloses Durcheinander und hat für jeden nur den Wert, den er ihm beilegt; Macht ist Recht und Schwäche Unrecht; die Großen fressen die Kleinen . . . Wer Glück hat, stirbt am meisten und bewegt sich am meisten. Das ist alles.“ (Larsen hat diesen Satz aus der Beobachtung der sozialen Welt gewonnen.) Über solche Thesen distanziert der Seemwolf mit van Wehden und stellt dessen Idealismus auf die härtesten Proben, denn wo der, entblößt von dem Schuß der Zivilisation, nur mit Gründen des Geistes argumentieren kann, beweist jener durch brutale Taten, mit handgreiflichen Beispielen — und seine Gewalt ist unbesieglich, sein Herz süßlos selbst gegen den höchsten sittlichen Heroismus.

Schon sind Wehdens moralische Kräfte im Erlahmen, als eine Frau, gleichfalls aus Seenot gerettet, das Schiff betritt. Raub, ein jartes, an Körper und Geist harmonisches Wesen, ist Dichterin: ein Produkt, ja das Ideal höchster Kultur. So klar nun ist, daß Larsens Verheit auch vor dieser Frau nicht haltmachen wird, ebenso sicher muß van Wehden, ungeachtet seiner physischen Ohnmacht, alle Verantwortung für Raubs Schicksal übernehmen, wenn er die Würde eines gestifteten Menschen nicht verlieren will. Auf einen glanzvollen Schluß, in welchem etwa Wehden den Seemwolf ermordet oder, moralisch siegend, den Tod findet, verzichtet London; er stellt sich die schwerere Aufgabe, zu zeigen, wie der Idealismus in einem anderen, innerlicheren Heroismus sich äußert, indem er die Grenzen der Menschlichkeit einhält. Wehden flieht mit Raub in einem offenen Boote in die Schrecknisse des Ozeans und erreicht ein unwirtliches einsames Eiland. Auch die „Ghost“ treibt hier an, mit Larsen allein an Bord, doch die Gefahr ist im Schwanden. Eine rasch fortschreitende Paralyse nimmt ihm das Augenlicht und lähmt nach und nach seinen unbewingbaren Leib. Der Kitan stirbt Teil um Teil, aber er kapituliert nicht; Nihilist, Anarchist, Menschenfeind bis zur letzten Sekunde, tötet er gegen Raub und Dumphrey, solange er vermag. Der Gegensatz dieser Welten war nicht zu überbrücken: ein gelebtes Leben, auch nur ein Teil seines Wachstums, ist nie aus der Seele des Menschen auszulöschen. Und London ist ehrlich und unromantisch genug, fühlen zu lassen, daß bei aller Bewunderung des Primitiv-Heroischen, unser Leben nur durch Kultur, Beseitigung, Pflücht und Verantwortung zu Größe und Sinn gelangen kann. Allerdings genügt die bloße Zugehörigkeit zur Zivilisation noch nicht; man muß seine Kräfte in der harten Wirklichkeit der Arbeit und Not erproben wie Raub und van Wehden. Denn die beiden sind, wenn sie das Land wieder betreten, andere, als da sie es verlassen. — Noch einmal: als reiner Abenteuerroman kann der „Seemwolf“ nicht ausgelassen werden.

Doyer

Jack London, Die Insel Berande. Übersetzt von Erwin Magnus.
Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Altiengeellschaft.
374 Seiten. Preis 3.— M.

Jack London, Der Sohn des Wolfes. Kurzgeschichten aus Alaska.
Übersetzt von Erwin Magnus. Ebenda. 276 Seiten. Preis 3.— M.

Über die „Insel Berande“ und den „Sohn des Wolfes“ ist in diesen Seiten nicht mehr viel zu sagen. In beiden Büchern finden wir den uns schon bekannten London mit all seinem erotischen und abenteuerlichen Zauber wieder. Wieder sind wir gefangen von dieser wunderbaren Mischung kraftvollster Realistik und unbändiger Phantasie, die überhaupt auch im „Martin Eden“ und in der „Eisernen Feste“ den Grundcharakter seiner Dichtung ausmacht. Dieser Umstand ist zweifellos Ursache der großen Verbreitung Londons und zugleich Rechtfertigung; denn der Sinn eines großen und durchaus gesunden Lesepublikums zielt heute auf das Realistische und auf das Phantastische. Durch

London erlebt dieses Bedürfnis unbestreitbar eine starke Bereicherung und Aufreicherung, manchmal auch eine Belastungsprobe. Es kommt noch hinzu, daß dieser elementare Erzähler über einen großen Reichtum an Charakteren verfügt, dabei eine besondere Vorliebe für das Heroische, Männliche, für das Rasse- und Jugteigentliche hegt und daß seine Dichtung zutiefst von starken sittlichen Energien gespeist wird, nicht von abstrakten, sondern von aktiven, vitalen, praktischen. Seine Helden passen in die Welt, in unsere Welt, sie haben das Zeug in sich, es mit ihr, wo und wie immer, aufzunehmen.

Die Insel Beranda also beherbergt einen jungen Engländer namens Scheidon mit 200 schwarzen Plantagenarbeitern, Kannibalen. Eine schiffbrüchige junge Amerikanerin, Joan, landet mit einigen Kapitänern in dem Augenblick, als ihn das Fieber in die Gewalt der Kopfsäger gibt. Sie pflegt ihn, bleibt, durch mehrere Umstände veranlaßt, auch weiterhin auf Beranda, wird seine Zellschloßerin, bringt durch ihre praktischen und tatkräftigen Unternehmungen die Plantage in die Höhe und wird schließlich nach einer Reihe der unglaublichsten Abenteuer seine Frau. Der Reiz des Romanes liegt einerseits in der blendenden Schilderung der sibirischen Natur und ihres Lebens, anderseits in der Behandlung des Inabenhafften, selbständigen Mädchens und ihres freien, unkonventionellen, sittlich hohen Verhältnisses zum Manne. London hat hier wie zumeist erreicht, was dem Martin Eden vorschwebte: „Hinter der spannenden Erzählung sollte etwas anderes liegen — etwas, das der oberflächliche Leser nie entdeckte und das anderseits das Interesse und den Genuß eines solchen Lesers nicht schwächte“, das große universelle Motiv. Bedarf es noch eines Beweises, daß der Dichter tatsächlich nicht in der abenteuerlichen Sensation befangen bleibt, so sei darauf aufmerksam gemacht, daß er den reinen, in sich haltlosen Abenteuer — er taucht als Rival Scheidons auf — abführt, und daß Scheidon selbst, das Muster der weißen Rasse, „deren bloßes Schicksal das Herrschen ist“, die Sucht nach dem Abenteuer verachtet.

Der „Sohn des Wolfes“ heißt eine Sammlung von zehn Erzählungen, die bis auf eine Ausnahme alle bei den Goldgräbern im hohen Norden Amerikas spielen. Da hält sich z. B. der weiße Mann die indianische Braut aus der Mitte des feindlichen Stammes (Eitelgeschichte). Oder zwei Zivilisten, von den Schrecken des nördlichen Winters in einer Hütte festgehalten, entarten moralisch zu Tieren und vernichten sich gegenseitig. Oder beherzte Männer verhindern klug ein Duell, das zwei Kameraden um einer Lächerlichkeit willen ausfechten wollen. Eine großer angelegte Erzählung ist die „Odyssee des Nordens“: ein Häuptling verfolgt den weißen Räuber seiner Braut durch die Welt, findet ihn in den Schneefeldern des Nordens und läßt ihn schmählich verderben; aber das Herz der Frau gewinnt er nicht wieder. Und dann findet man zu guter Letzt noch die Geschichte von dem Kapitän, der die ihm begegnenden Abenteuer gar nicht zu erleben vermag, dem sie nur geschäftliche und persönliche Unannehmlichkeiten vorstellen, dessen einziges Interesse dem eigenen Gut auf der Heiminsel gilt („Der Seebauer“), — und man ist erstaunt, wie hoch über dem Stoffe der Dichter bereits in seinen Anfängen steht. Denn es sind dies die Geschichten, denen der 24jährige Autor seinen ersten Ruhm verdankt.¹

Dozer

Deutsche Abenteuer, Seltsame Schicksale aus drei Jahrhunderten. Dargestellt von Erich Müller. Berlin 1927, Deutsche Rundschau. 244 Seiten. Preis geb. 3.60 M.

Dies Buch müßte genauer heißen: Deutsche Abenteuer in Rußland. Denn es werden nur deutsch-rußische Abenteuererschicksale geschildert. Im Mittelpunkt stehen die großen politisch und militärisch begabten Series, die am Ende des 17. Jahr-

¹ Von den übrigen Werken von Jack London wurden in den „Festen“ besprochen: „Der Ruf der Wildnis“, IX. Bd., S. 82. „Abenteuer der Schienentrags“, „Süßholzgeschichten“, „In den Wäldern des Nordens“, X. Bd., S. 3ff. „König Alkohol“, X. Bd., S. 318. „Jerry der Insulaner“, XI. Bd., S. 348.

Die Schriftleitung

hundert, von dem gewaltigen Geist Peters des Großen angezogen, in Rußland die große Möglichkeit zur Entfaltung ihres Genies sahen und die dort Mitarbeiter des großen Zaren wurden, und so damals das europäische Rußland mit schaffen halfen: Heinrich Johann Friedrich Ostermann, Burhard Eht. von Münnich und Ernst Johann Büchern. Das Buch ist von Interesse für alle, die heute, sei es nun politisch oder kulturell, an dem russisch-deutschen Problem interessiert sind. Ihnen wird durch diese Abenteuererschicksale eine Epoche des deutschen Strebens nach dem Osten lebendig, die sicherlich vielen unbekannt ist.

Leider sind diese Lebensdarstellungen weder in moderner Auffassung und Sprache, noch mit dem echten Zeitcolorit, also in der Auffassung der Menne des 17. Jahrhunderts, gegeben. Vielmehr sind sie nachträglich in der Sprache des späten 18. Jahrhunderts. Das damals äußerst lebendige Interesse an Geschichte, Länderkunde und besonders an Biographien hat in jener Zeit eine ganz unübersehbar Menge von geschichtlich-biographischer Literatur entstehen lassen. Dadurch, daß der Nachzähler sich hier aber so eng an seine Quellen anschließt, kommt ein etwas trocken-rationalistischer Zug in seine Erzählung. Der aufklärerische Geist des späten 18. Jahrhunderts schiebt sich dadurch störend zwischen den Leser und das Bild dieser heldischen Abenteuererschicksale des deutschen Barockzeitalters, das mit seiner starken und warmen Vitalität eigentlich uns heute viel mehr zu sagen hat, als das ausgehende 18. Jahrhundert es vermag.

Wir haben also hier den Fall, daß biographische Schilderungen von Persönlichkeiten, die heute sicherlich das größte Interesse erwecken könnten, in einer unzureichenden Art dargestellt werden. Die etwas dürftige und nur von einer leisen Sentimentalität aufgestützte Sprache des Herausgebers wird in der letzten Erzählung dieser Sammlung: „Der Idealist“ besonders deutlich. Hier wird versucht, den Typus des deutschen Abenteurers im Osten frei, also ohne Anlehnung an eine Quelle, zu gestalten, so, wie er heute von den vielen, die das Licht im Osten suchen, empfunden wird: den jungen Kommunisten, der gegenüber der kapitalistischen Mechanisiertheit des Westens die gerechtere und menschlichere Welt ersehnt und im russischen Osten sucht. Doch diese Erzählung ist viel zu dürftig konstruiert. Man müßte, um den östlich orientierten Geist der deutschen Gegenwart lebendig zu machen, etwa die Sprache gestalten wie Alfons Paquet in seinem Rußlandbuch.

Klatt

Die merkwürdigen Begebenheiten und Abenteuer aus dem sehr bewegten Leben des Heinrich Friedrich Wilhelm Achaz von Bismarck. Von ihm selber verfaßt und frei gezeichnet. Herausgegeben von Mario Krammer. Berlin-Charlottenburg 1927, Weltgeist-Bücher-Verlag, 196 Seiten. Preis geb. 1.80 M.

Die Aufzeichnungen sind 1856 von Achaz von Bismarck, dem Sohn des letzten Domherrn von Magdeburg aus diesem Geschlechte, im Alter von 70 Jahren verfaßt worden. Sie erzählen das Leben eines preussischen Junkers, der frühzeitig durch Verlusten in Schulden geraten, vom Gardebataillonsleutnant in sehr ärmliche und kleinbürgerliche Verhältnisse herabsinkt. Ganz naiv wird mit einer Fülle von Lebensbildern erzählt, wie hier der einzige Sohn des unglücklichen Geschlechtes durch die Wirren der napoleonischen Kriegszeit von der Fülle des Reichtums und der gesicherten Lebensstellung seiner Familie langsam, Schritt für Schritt zu einem kleinen, arbeitslosen Pensionär wird. Dem Memoirenschreiber selbst wird das allerdings kaum bewußt. Er spricht jedenfalls nicht davon. Er macht sich kaum einen Gedanken darüber. Denn sein Name und seine adlige Erziehung lassen ihn während seines Lebens immer einen Ausweg finden. Obgleich er meist keinen Pfennig Geld hat, besorgt ihm im letzten Augenblick immer noch einer seiner alten Bekannten und Freunde etwas.

Als Parallele zu der Proletarisierung eines Teils der gutbürgerlichen Familien während der Inflationszeit sind diese Memoiren sehr lehrreich. Sie zeigen den gleichen Vorgang vor hundert Jahren, der damals natürlich in geschichtlich anderer Form einen Teil der Adelsfamilien betraf.

Durch die hier sehr lebendig erzählten Geschichten wird eine politisch und eine soziologisch entscheidend wichtige Tatsachenteilte konstatiert. Politisch interessant ist zu lesen, wie nahe hier der preussische Junker, der beim Gardebataillon in der Leibkompanie des Königs von Preußen Leutnant gewesen ist, das kriegerische Genie Napoleons bewundert, wie er in kaiserlich französische Dienste tritt und bald danach ebenso nahe in das kaiserliche Freikorps eintritt und schließlich sich für Venezuela anwerben läßt. Man kann sehen, wie die damals erstarkenden europäischen Nationalstaaten von einem Teil der alten adeligen Gesellschaft noch überhaupt nicht gesehen oder gar mit väterländischen Gefühlen empfunden wurden. Man ging dem Kriegsdienst nach, wo man eben Gelegenheit fand, das ablige Waffenhandwerk auszuüben.

Die zweite, soziologisch interessante Erkenntnis aus diesen Blättern ist die Tatsache, daß dieser Herr von Bismarck, auch wenn er kein Geld geborgt bekam und schwer Hunger leidet — wovon er oft erzählt —, auch nicht ein einziges Mal auf den Gedanken kommt, daß er sich etwa nach einer Arbeit umsehen und damit seinen Lebensunterhalt verdienen könnte. Das kommt ihm nie in den Sinn. Sein Leben verläuft noch völlig ohne Arbeit in dem heute üblichen Sinn des Wortes. So zeigen diese leicht und gut lesbar geschriebenen Aufzeichnungen deutlich den geschichtlichen Hintergrund für die im 19. Jahrhundert sich bildende Neugestaltung des europäischen Staatenbewußtseins und Wirtschaftslebens, wie sich das in einem zeitgenössischen Kopf spiegelt, der noch ganz in der vergangenen Gesellschaftsordnung denkt und weiterlebt.

Klatt

*

Heinrich Schaumberger, *Bergheimer Musikantengeschichten*. Mit Bildern von Rudolf Kösslich. Weimar 1925, D. Böhlau Nachf. 377 Seiten. Preis 3.— M.

Heinrich Schaumberger, *Im Hirtenhaus. Eine Oberfränkische Dorfgeschichte*. Mit Bildern von Rudolf Kösslich. Ebenda 1926. 233 Seiten. Preis 2.— M.

In einer Sammlung von Werken, die „jedem Volksgenossen verständlich sein und die ihm ein Bild deutschen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart vermitteln sollen“, wird von den Herausgebern Dr. K. Buchwald, Jena, A. Göh, Hildburghausen und Dr. D. Willensfeld, Weimar im Verlag Böhlau eine Neuausgabe dieser beiden Werke des in den siebziger Jahren lang verstorbenen fränkisch-thüringischen Dorfschullehrers Heinrich Schaumberger veranstaltet. Schaumbergers Schriften haben sich seit Jahrzehnten Heimatrecht in der volkstümlichen Bücherei in Stadt und Land erworben. Jetzt werden sie uns in neuer schmucker Ausstattung geboten. Volkserzählungen im wahren Sinne des Wortes — mit allen Vorzügen und Mängeln der Gattung —, haben sie ihren Zeichner gefunden, der die vom Verfasser in lebendigen Worten geschilderten Gestalten nun dem Leser lebhaftig auch im Bilde vorführt. Und wer sie kennt, die Dorfgetroffenen und die Armen, die Heiligen und Schlawen, die Redlichen und Aufstrebenden, die Mäßen und Gebrochenen und die Schalte und Schelme, der muß sagen, sie sind gut getroffen. Schaumbergers Erzählungen haben ihre große Leserschaft gefunden. Auch in der Großstadtbücherei gibt es viele, die sich gern von ihm wieder hinausführen lassen in die ländliche Heimat, die mit Anteilnahme und Verständnis sich zeigen lassen, was dem Verfasser mißfiel an dörflichen Zuständen und menschlichen Einrichtungen, die gern den Besprüchen folgen, in denen die Dorf- und Bauerleute ihre Lebensansichten entwickeln oder in denen sie dem zuhören, was ihnen ihr kluger und fortschrittlicher Lehrer zu sagen hat. Nicht alles, was uns am ländlichen Bilde von vor fünfzig Jahren erschütterte, mißfällt und zur Anteilnahme zwingt, ist überholt! Die Erzählungen, sei es die erste, zum Teil tragisch verlaufende Geschichte „Im Hirtenhaus“, seien es die heiteren „Bergheimer Musikantengeschichten“, wirken auch heute noch frisch und gegenwartsnahe, so daß wir allen Anlaß haben, uns der Neuausgabe zu freuen.

E. Hofmann-Dosse

J. D. Löffler, Martin Böhlinger. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert. Weimar 1925. D. Böhlau Nachf. 451 Seiten. Preis 4.50 M.

In der gleichen Sammlung wie die Neuausgabe der beiden Werke Schaumburgers ist auch ein um das Ende des vorigen Jahrhunderts erstmalig erschienenem, breit angelegter kulturgeschichtlicher Roman von Joh. Heinrich Löffler erschienen. In der ersten Ausgabe ist er für uns kaum mehr brauchbar. Daher hat der Herausgeber Dr. P. Illensehn das Wesentliche des vielverfänglichen Inhalts in einen Band zusammengefaßt und so dies Werk im Sinne der Absicht dieser Sammlung für die Gegenwart wieder nutzbar gemacht. Die Wiedergabe des Inhalts möge seine Verwendbarkeit für uns zeigen.

In dem Dörfchen Muppert in Thüringen leben im Jahre 1609 biedere Schulmeisterleute mit ihrem braven und begabten Sohn Martin, welcher der Stolz und die Hoffnung der Eltern ist. Martin hat einen Freund Hans, den Sohn der Schneider-Sambel, eines armen Weibes, das im Dorf verschrien ist ob seiner Geschicklichkeit und Kunsthaft in manchen Dingen, die den Dorfleuten fremd sind. Die beiden Buben kommen im Spielübermut eines Tages darauf, unbekannte Samentörner, die die Sambel aufbewahrt, zu kochen und den Trank zu genießen. Die Schulmeisterleute sind sehr erschrocken, als ihr Sub heimkommt und erst so toll und lustig ist, dann aber in Zuckungen verfällt und schließlich das Bewußtsein verliert. Sie glauben nicht anders, als die Sambel habe ihrem Buben was „angetan“ und als zufällig der Herr des Dorfes von der Sache hört, ist das Schicksal der armen Sambel besiegelt. Sie wird gefangenengenommen, getödtet und verbrannt. Ihr Sohn, der Hans, entflieht dem Gericht, das auch ihn hätte treffen sollen. Er aber sowie der kleine Martin sind bei der Degenverbrennung zugegen, und für beide Kinder ist dies ein Erlebnis, das ihr ferneres Leben sehr stark bestimmt. Der arme Hans, der weiß, daß seine Mutter unschuldig gemordet wurde, und der ein stolzes und leidenschaftliches Kind ist, beschließt in seinem Herzen, die arme Mutter an ihren Angebern und Nichtern zu rächen. Er wird Kellnecht bei einem vornehmen Herrn und hätte alle Aussicht, mehr zu werden. Als er aber einmal dem Schulmeister Böhlinger begegnet, da übermann ihn der Jock und er stürzt den Urheber seines Unglücks in den Stadtbach. Der Schulmeister wird zwar wieder herausgezogen und hat keinen großen Schaden davon, aber der unglückliche Hans ist erkrankt und damit seines Lebens nicht sicher. Er schießt in die Berge, sammelt allerlei raubende Palanten um sich und wird deren Hauptmann und Marschall. Die Bande macht dann auch unter ihrem ledigen Führer die Gegend gehörig unsicher.

Den jungen Martin führt das Schicksal ganz andere Wege, aber auch auf ihn hat das Erlebnis mit der Schneider-Sambel einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er ist der einsige, der die Tat des Hans versteht und hilft sich mit dem einsigen Freund, der nun, wie er weiß, sein Feind geworden ist, dennoch durch Schicksal und Schuld verbunden. Dieses Schuldgefühl begleitet ihn seine ganze Jugend hindurch. Es bringt ihn zu Nachdenken über die Anspannung der Zeit, zur Einsicht in ihre traurige Unzulänglichkeit und zu allerlei Ansätzen, sie in sich und bei anderen zu überwinden. Inzwischen wird er Schüler und Student, wandert auf der Suche nach einem alten Buch im Ländchen herum und freut sich am Leben in Dorf und Stadt. Er hat allerlei merkwürdige Erlebnisse, verliert sich in eine Susanna und dazu noch in eine Ursula. Es dauert dann geraume Zeit, bis der Pfarramtscandidat weiß, welche von den beiden die Richtige ist, und er hat noch mancherlei Abenteuer zu bestehen, bis die junge Ursel in sein Pfarrhaus einzuziehen kann. Der Rübermarschall Hans, der immer noch die Gegend unsicher macht, möchte nämlich die schöne Ursel auch gern haben, und er stiftet mit seiner Bande manches Unheil, bis er schließlich eingefangen wird. Nun aber setzt sich Martin Böhlinger für den unglücklichen Freund und Feind ein, und es gelingt ihm, ihn der Verächtlichkeit zu entziehen. Hans macht sich selbst zu „Marschall Schweigmund von Unstund“ und zieht zu einem Kriegsherrn, um ihm seine Dienste anzubieten und die Schmach seiner Jugendjahre abzuwaschen. Untermwegs rettet er ein Schloß vor einem Überfall einer räuberischen Soldatenbande und erobert dabei das Herz der schönen Susanna. Er gewinnt

schließlich auch ihre Hand, als er nach zwei Jahren als Mansfeldischer Rittmeister zurückkehrt. Nach Jahren führt ihn das Schicksal als Schwerverwundeten in das Haus des Pfarrers Böhlinger und er stirbt dort beschämt mit dem Freund und seinem Bescheid.

Das Buch hat zwei Helden, wenn man den braven, aber etwas unsicheren Martin überhaupt als „Helden“ rechnen kann. Um diese zwei Figuren gruppiert sich die Handlung nicht ungeschickt. In Martins Lebensgang ist der einfache, bodenständige Mensch und behagliches Kleinstadt- und Dorfleben im Rahmen der Zeit — Beginn des Dreißigjährigen Krieges — geschildert. Hans aber sowie die Leute auf der Burg verkörpern das Romantische, das Ungeheure, das Ausder-Bahn-Gestohene, das diese Zeit auch hatte. Beide Menschen und Welten zusammen ergeben ein ganz lebendiges Kulturbild, trotz solcher Unwahrscheinlichkeiten wie der Laufbahn des „Marshall Schweigmund von Unfind“.

Die Art des schlichten Erzählers ist breit und voll behaglichen Humors, oft so naiv, daß der Mensch der Gegenwart sich des Lächelns nicht erwehren kann. Doch beweisen die Aufzeichnungen des geschichtlichen Pfarrers Böhlinger in Gustav Freitag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit, daß Löffler den Ton der Zeit doch nicht übel getroffen hat. Dem Großstadtmenschen von heute liegt ein solches Buch durch die Naivität der Erzählweise und Menschenschilderung zunächst unendlich fern, doch ist abzuwarten, ob es nicht auch in der Großstadt seine Leser findet, so gut wie Hoen, Schaumberger und die älteren geschichtlichen Romane in der Art von Hauffs Lichtenstein. Für den jugendlichen Leser der geschichtlichen und Abenteuerromane kann man es sicher einstellen und in Dorf und Kleinstadt auch auf Erwachsene als Leser dafür rechnen.

Die Kürzung des Buches in der vorliegenden Ausgabe hat sicher den Spannungseffekt des Buches sehr gehoben, so daß man die leichten Lücken, die sich ab und zu im Zusammenhang ergeben, gern mit in Kauf nimmt.

Margarete Rölle

Norddeutsche Erzähler

Von Christian Trändner

Besprochen: Jrensien / Blund / Habemann / Pauls / Droste
De Starke Baas / Winnig / Dreher / Nijshöke / Leip

Diese erste Auswahl niederdeutscher Erzählungen erscheint im ganzen unerfreulich.¹ Es ist wenig Gutes darunter, zum Teil sogar so Nüchternwertiges, daß im Hinblick auf die nachhaltige Reklame der betreffenden Verleger eine kräftige Abwehr geboten war. Obwohl meist die niederdeutsche Literatur der Gegenwart einige starke Talente und kräftige Erzeugnisse auf, die demnächst getürdigt werden sollen, und zwar im Zusammenhang, weshalb sie hier teilweise unberücksichtigt geblieben sind. Aber jene alte Helmsattlung der beschränkten inneren und äußeren Horizonte überwehelt immer noch Verlags- und Büchermarkt und macht es neuem Bediegen schwer, zu erscheinen und sich durchzusetzen. Auch mangelt es stärker als in West- oder Süddeutschland an einer nahen Tradition von bestimmender Kraft. Das 19. Jahrhundert hat wohl einige treffliche Individualisten hervorgebracht, wie Storm, Raabe usw., aber der niederdeutsche Stil als solcher hat keine Blüte wie der oberdeutsche sie in Klassik und Romantik erlebte, seit dem Mittelalter hervorbringen können. Die plattdeutsche Sprache, damals noch schöpfungsmächtig, mochte weiter, äußerlich wie innerlich; Grobes und Kleibendes scheint auch in näher Zukunft kaum zu erhoffen.

¹ Herr Christian Trändner hat ein Referat für Schöne Literatur bei der Deutschen Zentralstelle übernommen. Er wird vornehmlich niederdeutsche Literatur sowie Gedichte und Dramen besprechen. Da aus der niederdeutschen Literatur von früher noch einige Werke, die in der Öffentlichkeit eine gewisse Rolle gespielt haben, unbefprochen waren, sind diese jetzt mit einbezogen.

Die Schriftleitung

Eustab Frenssen, Der Pastor von Poggsee. Roman. Berlin 1922, O. Brode. 632 Seiten. Preis 3.80 M.

Das Urteil der Literaturgeschichte über Frenssen steht fest. Als Mensch Gräßler und doch ohne dunkle Tiefen, schweisender „Reiz“ und erbschwerec „Uhl“, radikal im Denken und doch nicht fähig, Neues zu erkennen, getrieben von Sehnsucht nach dem Unendlichen und gegenwartbeschränkt. Ebenso zwiespältig und unklar als Schriftsteller: halb Dichter, halb Prediger; gleich sehr Erfinder wie Nachahmer (und hier wieder lernend und lehrend bei Storm und Keller wie bei Sudermann, bei Dickens wie bei Daudet); austretend zum Entwicklungsroman großen Stils und immer abgleitend in naturwissenschaftliche und rationalistische Tendenz; im Scheinmantel höheren Menschentums verhässend nicht Helden, sondern brave Spießbürger; auf Goethe sich gern berufend, besonders in seiner Moral, und doch als Mensch wie als Künstler ihm tiefensfremd; im Stil naturalistisch und romantisch, in der Sprache stellenweise volkstümlich und doch vielfach formelhaft-leer; halb beim Versuch, fest zu rahmen und die Fülle eines Vordergrundes in einem hintergründlichen Augenpunkt einigend zu binden, und immer wieder in Fabulistik und Breite verfließend. Übergangsercheinung, heute schon überbunden.

Aber immer noch gelesen, ja geliebt: — so haben wir als Volksbildner Stellung zu ihm und diesem Roman zu nehmen. Wenn auch der Beste unter uns an den Spannungen und Rissen des Menschseins, wie der Persönlichkeit wie seiner Zeit leidet und darum immer nur für relativ fähig zu der hohen Aufgabe, werdende Geschlechter der Wiedergeburt entgegen zu „bilden“, gelten kann, — schlechthin zwiespältige Naturen sind niemals Führer, sondern Befahr, in Einzelfällen Verderber. Wenn sie dazu der Liebe ermangeln; wenn die Begegnung nicht im Wesentlichen, sondern im Vergänglich-Zeitlichen zu Kampf und Ausbruch gelangen; wenn Lage, Nachahmertum, Tendenz, Rationalismus, Alltäglichkeit, Jerslossenheit das gesamte Werk eines Menschen vom ersten unsteilen Versuch bis zur (relativ) reifsten Leistung teils begleiten, teils prägen, dann werden sich die Bedenken bis zur Ablehnung steigern. Wer (auch in diesem Roman) als Reformator auftritt, dabei in der sexuellen Frage über die Methoden einer guten Rasgeucht nicht hinauskommt und erotische Szenen in geschmackloser, breiter, unästhetischer Form ausbaut; wer als religiöser Reformator ein naturalistisch-germanisches Heldentum mit liberaler Theologie vereschmilzt und das für Religion der Zukunft hält; wer im Moralischen Zucht und Entfagung nicht kennt, in einem Atem Bösehe, Goethe und Jesus nennt und Jesu Bergpredigt im Grunde für eine Art Spießbürger-evangelium hält: der spricht sich, und seien seine Motive bei ihm selbst auch rein, selber das Urteil: dem fehlt die Fähigkeit zum Volkserleher, dessen höchste Kraftquelle Verpflichtung und Verantwortung sind.

Wir lehnen diesen Roman unbedingt ab und glauben, daß von den diesen Werken Frenssens außer dem soliden „Peter Moor“ höchstens noch der „Jden Uhl“ für unsere Bücherreien bedeutsam ist und einige Zeit noch als lesenswert gelten wird.

Hans Friedrich Blund, Die Weibsmühle. Ein Roman aus Brasilien. Jena 1927, Eugen Diederichs. 291 Seiten. Preis 4. — M.

An die zwanzig Bücher hat Hans Friedrich Blund schon herausgehen lassen, davon mehr als die Hälfte größere Werke. Wir hoffen, sie gelegentlich im Zusammenhange würdigen zu können. Fast alle sind dem Stoff nach dem Doppelboden der Ost-Westsee angehörig, hanisch, holsteinisch, stambinadisch, englisch und niederländisch. Auch ihr Stil ist nordisch-nebelhaft, aus Nebeln wählten sich zahllos die Phantasiegebilde hervor und jurtd. Blund ist unter allen lebenden deutschen Schriftstellern vielleicht derjenige, der über die produktivste Phantasie verfügt, fast maßlos und willkürlich sprudelt es aus ihr hervor.

Zum ersten Male verläßt Blund den gewohnten Kreis und gibt uns einen erotischen Roman, die Geschichte eines Deutschen unter den Deutschen Brasiliens (auf Grund einer brasilianischen Reise geschrieben). Wie gelingt ihm dieser neue Wurf? Mißt sich wohl des Dichters Eigenart mit solchem Fremdstoff zu lebensdigem Seblide?

Es ist ein Auswanderers-, ein Kolonistenroman. Der Inhalt scheint, äußerlich betrachtet, romanhaft und zuweilen willkürlich phantastisch zu sein: Wolter hat hüben einen Feind erschossen und fährt nach Brasilien. Auf demselben Schiff sind zufällig nicht bloß zwei Schwäger, sondern auch eine ihm unbekannte extravagantere Schwägerin, „Lipsh“. Drüben befreit er diese theatrale Wienerin aus grober Schuldhast im wilden Kampf durch eine Flucht, die an Cooper gemahnt. In Rio, wohin er sie bringt und wo er einen romantischen portugiesischen Vetter, hohen Regierungsbeamten, trifft, verliert er sie durch den Tod. Er siedelt sich am Urwald an, in den deutschen Siedlungen. Die schöne Wirtin in der Weibsmühle, eine mütterliche, erhaltene Frau, zieht ihn an, aber ihr wildromantischer Mann bedroht, wie einen schwelgenden, ihr zugetanen Dritten, auch ihn. In Arbeit und Kampf nähert er sich zeitweise einer jungen Lehrerin in der Kolonie. Als aber im Streit um die Herrin der Weibsmühle erst der Dritte, dann der Gatte fällt, bleibt Wolter als schuldloser Sieger und Erbe, er gewinnt die Guteschöne.

Also sprunghaft-phantastisch die äußere Handlung. Aber sie artet doch nicht in Verworrenheit aus, denn ein Zentralgedanke erhält alles in einer innerlichen Einheit, nämlich die im Titel angedeutete Idee. Die „Weibsmühle“ ist Symbol des Lebens. Das Mütterliche, das Ewig-Weibliche ist der Pol des Einenden, das Männliche der des Schwelgenden: „Wer'n Ketl ist, hält's nicht aus, der muß jagen oder handeln. Aber die Weiber haben zu jagen auf der Welt, die wollen's zusammenhalten und lassen die Mannsleute Mais pflanzen und Wald brennen.“ Das Weib ist sehnhaft und treibt den Mann, daß er in Sehnhaftigkeit sich vollende, ihn, der den Teufel zu wandern, ins Weite zu schwelven, von Natur hat (darum muß das seiner Haltung entfeindete, schwelvende Weib, Lipsh, untergehen). Das Weib kurzelt in der Erde, Demeter, die irdische Erbsheerscherin, ist ihr vergöttlichter Typus. Der Mann bringt kämpfend, erobrend ins Fremde vor, er wird unbefriedigt. Sein Typus ist Zeus der Unbeständige, der erobrend selbst Vatermord nicht scheut. (Sachosensche Gedanken klingen an und nach.) Um jede der Frauen reißt sich eine Anzahl von ihr angezogener Männer. Jeder Mann sucht und prüft, wo es ihn am stärksten an die weibliche Erdmitte bindet. Bis sich beide ursprünglich Zusammengehörige gefunden haben und die polare Spannung harmonisch ausklingt: „Bleibst du jetzt, Liebster?“ — „Ich bleibe.“ — „Bleibst du jetzt für immer?“ — „Die wollen uns aneinander bergen, du liebst Frau“; das ist mehr als ein Liebesgespräch, das ist ein Lebens- und Erdgesetz, und in ihm finden auch all die fliehenden, kreisenden, kreuzenden Bilder und Figuren des Romans ihren ruhenden Pol.

Wenn auch dieses Hauptmotiv mit zielbewusster Klarheit durchgeführt ist, so vermischt sich doch die große Linde zuweilen. Das vaterländische Motiv des Auslandsdeutschums, das Blund mit Wärme betont und worin er sich mit Hans Grimm's „Volk ohne Raum“ berührt, stört die Klarheit des Ganzen kaum. Gefährlicher ist ein nicht bloß in diesem Roman zutage tretender Mangel an künstlerischer Zucht. Daß die Romanform ein In-dies-Bretter-Sehen, ein Hereinsehen aus fremden irdischen und gedanklichen Stoffes zuläßt, verlangt andererseits, daß dies Rahmenwerk fest ins tragende Gepfährte eingebunden, ja eingestiftet werde. Hier vermissen wir die Formkraft und Sorgfalt zuweilen sehr. Dieser Mangel hängt mit dem schon erwähnten Überschuß an Phantasie in Blund zusammen, sie braut und braut oft zu heftig, ihn reißt seine Bilder und Worte hin. Die fernstrebenden Landschaften, die immer farbiger, immer stimmungsgeladener erscheinen sollen, die unendlichen Weiten des neuen Kontinents, die er in dem winzigen Sonnenkreis seines dichterischen Brennglases doch groß schauen lassen möchte, die bruchstückhaft hingeworfenen, von Gefühlswärme erfüllten Gespräche über vaterländische, religiöse, menschliche, weltanschauliche Dinge; all das verleiht ihn allzuoft, von der Hauptlinie abzuweichen. Uns entschädigen dafür nicht jene so sehr wirkungsvollen Höhen- und Schluffenzen der Handlung, in denen er uns über unzulängliches Hinwegreißen möchte. So ist viel Gutes im Einzelnen vorhanden, aber nicht alles wesensnotwendig im Ganzen.

Und noch eins stört: die alte Schwäche Blund's in der Zeichnung der Charaktere. Er hat Werke geschrieben, in denen man unter den Figuren wie Odysseus unter den Schatten wandelt. Auch hier verschimmen die Umrislinien seiner Bestalten so sehr, daß eigentlich kein einziger klarliniger oder gar handfest zu packender

Charakter zu finden ist. Selbst Wolter, die Hauptperson, hat keine feste Kontur, und die schöne Frau verabschmimmt ganz im Nebel, in den hamburgisch-blundischen Nordseebalm seiner Natur. Hier möchte man ihm mehr griechische Klarheit und romanische Schärfe wünschen.

Wie gezeigt, hat der Roman doch bei all seinen Schwächen Qualität und künstlerischen Wert und gehört in unsere Bücherreien. Leser, die Romantisches, Exotisches, Vaterländisches, Natur- und Stimmungshafte lieben, werden ihn gern lesen.

Julius Habemann, Der Barbar und andere Novellen. Lübeck 1927. Otto Quijoto. 112 Seiten. Preis kart. 3.— M.

Die vier Erzählungen dieses Bandes werden nur durch den Rahmen des Heimatlischen zusammengehalten, nicht durch eine Idee; sie spielen in und um Lübeck, der Heimat des Verfassers (Lübeck, Mecklenburg). Drei davon sind Besichtigten anekdotischen Charakters, ohne problematische oder psychologische Vertiefung, also keine „Novellen“. Sie sind auch im Notidischen ein wenig dürftig, in der Ausgestaltung ein wenig bloß. Das Launige darin wirkt nicht fest und urwüchsig genug. Trotz solider und geläuter Technik überzeugen sie nicht ganz.

„Der Barbar“ dagegen ist eine bedeutende, fast große Novelle. Er, der mecklenburgische Herzog Bogislav, erlebt die Fernwelt, Rom auf dem Wege von Palästina nach Deutschland und hier den Papst neben Christus und Maria. Dieser Papst aber ist Alexander VI., das Ungeheuer mit seinen grauenhaften Kindern Cesare und Lucrezia, den Vielumblickten. Was der gesunde, lebensfrohe Barbar erlebt, ist der Satanismus einer zersauten Gesellschaft. Habemann hat mit Kraft und Kunst, unter Fernhaltung aller tohen Lüsterheit und Übertreibung, diesen Fäulnisprozess an und für sich und in der baltischen Urwüchsigkeit des Barbaren widergespiegelt, immer allerdings hart an der Grenze zum Unschönen und Un-erträglichen.

Wenn wir uns für Habemann, den zu wenig Beachteten, freuen, daß hier seine Lebens- und Bildkräfte gut zum Ausdruck gekommen sind, bei der Einstellung und vor allem bei der Ausleihe dieses Wertes werden wir uns stets vor Augen zu halten haben, daß unsere Bücherreien zwar keine Bewahranstalten für die literarisch Mündigen, aber verantwortlich, auch moralisch verantwortlich gegenüber den Unmündigen sind.

Eikhard Erich Pauls, Stille und Sturm. Vier Erzählungen. Halle o. J., Heimat-Verlag für Schule und Haus. 244 Seiten. Preis 3.— M.

Wir leben in einer Zeit, in der Dichterromane Mode sind. Es ist natürlich sehr wohl möglich, daß eines Dichters Leben künstlerisch gestaltbare Momente enthält, die in seinem eigenen Werk nicht oder nicht vollständig ausgemünzt sind; es wird das aber seltener vorkommen, als man gemeinhin annimmt.

Grundsätzlich muß gegen diese Mode hervorgehoben werden, daß die Seele aller Dichtung Handlung, in Schau umgesetzte Tat ist; das Wesen des Dichters aber geht nicht auf Tat, sondern direkt auf Schau und Wort aus, Tasso ist Tasso, nicht Antonio. Die modernen Künstlerromane sind fast ausnahmslos Surrogat, weil sie Unwesentliches, Nebenseiten vielleicht bedeutsamer Vorgänge behandeln und dadurch den Blick vom Innerlichen, Wahren und von den eigentlichen Formungen des betreffenden Dichtergeistes, von seinen Werken ablenken. So ist diese Mode ein Zeichen seelischer Schwäche, Verfahrenheit und Sensationslust unserer Zeit.

In diese Kategorie gehören auch drei von den vier Erzählungen dieses Bändchens. „Der Schulmeister von Dreßlingen“ ist Jung-Stilling; ihn und sein Zeitalter, das der Empfindsamkeit, stellt Pauls rührselig in Stimmung und Stil dar, das Rührende seiner Quelle, der „Lebensgeschichte“ Heinrich Junges, überfeligend und betwässernd. Ähnlich vertreibt er in der zweiten Besichtigten, „Johann Gottfrieds

Freiheit", des soliden, nüchternen Seumes „Leben" und in der dritten, „Die Tochter des Wandersbeter Voten", die Familie Claudius-Perthes. Die letzte Geschichte endlich, „Die weiße Frau", verlißt das im Titel angedeutete, an sich dankbare Selbstenmotiv an der Figur des Prinzen Louis Ferdinand.

Georg Droste, Sonnenschein und Vulkan. Ernst Vertellfeld und bergnögte Döntjes. 6. bis 8. Tausend. Bremen o. J., Karl Schönemann. 274 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Wie das moderne Hochdeutsch bei seinem offenbaren Mangel an schöpferischen Inventionen einen Zug zur Abstraktion, so hat das neuere Plattdeutsch einen Zug zum Eribialen. Selbst die besten plattdeutschen Poeten haben ihn nicht überwinden können. Die unendlichen Massen von plattdeutscher Buch-, Zeitschriften- und Zeitungsliteratur sind nicht mehr Schöpfungen einer selbständigen Mundart, wie einst die bedeutsamen Erzeugnisse der hanseatischen Blütezeit zwischen 1300 und 1500, sondern Abfallprodukte eines bloßen Dialekts. Das gilt auch von den beliebten Geschichten des blinden Bremerers Droste. Sie sind Erzählstoff aus den heftig anspruchstosen und unproduktiven Volksmühen, durch den Schreiber nicht poetisch bereichert noch gedanklich vertieft. Sie dürften gern vom Büchermarkt verschwinden, um den Ansätzen einer neuen gediegemen, plattdeutschen Erzählkunst (Ingeborg Andresen, Hermann Claudius, D. Fr. Blund u. a.) mehr Raum zu geben.

De starke Baas. Geschichten von den starken Klaas Andrees, den Keenen smieten kann. Gesammelt von Johann Kruse. Jena 1927, Eugen Diederichs. 88 Seiten. Preis 2.— M. (Deutsche Volkheit.)

In einer Zeit, wo körperliche Kraft relativ höher im Kurs steht wenigstens als seelische, bei breiten Massen sogar als geistige Leistung, wird ein solches Buch mit Vergnügen gelesen werden. Es mit den Mythen von Simson, Herakles und Siegfried zu vergleichen, wie das im Nachwort geschieht, scheint allerdings bedenklich, denn „Klaas Andrees" hat jene mythische Dämmerphäre, in der das Körperliche ins Heldisch-Seelenhafte und Stütterhafte gesteigert erscheint, nicht um sich. Er bleibt ein häuerlicher Kraftmeier, der Erzählstoff doch nur Rohmaterial für eine künftige Dichtung. Immerhin und gerade im Hinblick auf diese Möglichkeit, sowie auf die im ganzen volkstümliche und bodenwüchsige Erzählweise, der man (die auch mir aus meiner Kindheit bekannte) mündliche Überlieferung noch anhört, wird das Büchlein vor allem in den nord- und niederdeutschen Buchereien einzustellen sein und besonders jugendlichen und solchen Lesern willkommene Unterhaltung bieten.

August Winnig, Die ewig grünende Tanne. Sieben Geschichten. Hamburg o. J., Hanseatische Verlagsanstalt. 131 Seiten. Preis geb. 5.— M.

Sieben gut volkstümliche Geschichten aus dem Harz: zwei mythisch-unheimliche voran, drei heiter-lauliche in der Mitte, zwei naturfing-märchenhafte zum Schluß. Der dritte Geschichten erzählt, ist, das sei nebenbei bemerkt, der frühere sozialistische Führer und ostpreussische Oberpräsident. Er ist nicht und will nicht in erster Linie als Künstler gewertet sein; er erzählt, wie Mutter, alte Leute und anderer guter Volksmund es machen, so wie ein lebendig stehender Mensch seinem Bedürfnis folgt, den Wundern und Lauenen des Lebens nachzusinnen und dabei den geheimen Faden darin aufzuwickeln und weiterzuspinnen. Trotz ihrer Anspruchslosigkeit wirken die meisten Geschichten künstlerisch und erinnern, wenn auch in Abwand, an Keller, den Sinnigen und Launigen. Es sind besonders die drei Mittelgeschichten, die Kellerisch wirken, während die beiden letzten, die Tannen-

geschichten, nicht recht über Heimatenge und Heimatkunst herausgehoben sind. Dafür wirkt die zweite des ersten Paares, die beste von allen, bedeutend und tief, weil hier das Unheimliche ins heilige Geheimnis still hinüberwächst. Der Mann hinter all diesen Geschichten besitzt ein gütiges Herz, viel sinnige Weisheit, eine fast altertümlich anmutende Lebenswürdigkeit und die Gabe ruhiger objektiver Beobachtung. Aus der Einheit dieser Eigenschaften ist das Buch hervorgegangen, ein Spiegelbild des Mannes, ein Volksbuch für „Volks“-Büchereien und auch ein gutes Vorlesebuch für den Haustisch und in vermünftiger Versammlung.

Mag Dreher, Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschichte. Leipzig 1927, L. Staackmann. 106 Seiten. Preis 1.50 M.

Dreher hatte schon in der Zeit seiner Erfolge vor 20 und mehr Jahren keine wirklichen Werte zu geben. Hier erscheint er trivial. Er treibt ein Bran Handlung, das dem Wesen nach ein recht alltägliches Vorkommnis ist (nämlich wie ein Säuger geheilt wird) und vielleicht zu einer Anekdote von zwei Seiten gereicht hätte, zu einer Erzählung von über 100 Seiten auf. Das in dem Titel angedeutete mythische Motiv vermochte er nicht zu meistern. „Niederdeutsch“ ist nicht als das Milieu, am allerwenigsten die abgegriffene Sprache. Heimatkunst, die schon vor 30 Jahren überlebt war.

Hermann Nischke, Im Lehrertause (Herrn Balduin Wohlfahrts Sommerreise. Aus der Hundetürkei). Zweite Auflage. Großenswürden o. J., Adolf Risch Verlag. 186 Seiten. Preis 1.30 M. (Deutsche Bücherei, Bd. 114/15.)

Für mein Empfinden ohne Sinn und Wert. Man fragt sich, wer derartige brudt und verlegt, und wer es (cf.: „2. Auflage“) kauft und liest!

Hans Leip, Der Nigger auf Scharhörn. Hamburg 1927, Gebrüder Enoch. 208 Seiten. Preis 2.80 M.

Hans Leip, der in größeren Romanen gelegene Schriftstellerqualitäten bewiesen hat, hat hier mit leichter Hand ein Jugendbuch entworfen. Ein Jugendbuch ist es zunächst als eine kleine Odyssee oder Robinsonade zweier Fünfzehnjähriger, eines Hamburger und eines Negerjungen, eine gute, ernsthaft-lustige Erzählung ihrer Streiche auf den Inseln in der Elbmündung, moderne Romantik des Wagens, Dichterverdens, erster Liebe, knabenhafter Freundschaft, des Fremdrassigen. Ein Jugendbuch ist Leip's Wert auch im breiten, jugendhaften, naiv-komischen oder gefühlpollen Stil. So wird man es der reiferen und älteren Jugend gern zu lesen geben. Nur einige ironische Schlaglichter, literarische hinüber auf des Dichters eigne Romanfigur Linser und auf Preussen, kulturpolitische auf das Sektiererwesen verschiedener Schattlerung, fallen vielleicht etwas aus dem Rahmen des Jugendbuches heraus, sind aber so gedämpft gehalten, daß sie unschädlich erscheinen.

Ballade und Lied

Von Christian Tränkner

Besprochen: Udenarius-Böhm; Benzmann; Janssen-Schröpel 1 und 2; Ellencron Brandes; Miegel; Reinhart Fuchs; Reich; von Revental; L. Wolff.

Diese episch-lyrische Kunstform, in der die Ballade stärker das Epische, das Lied dagegen mehr das Lyrische aufweist, ohne daß jedoch das andere Element fehlt, erneuert sich seit Jahrtausenden von einem Geschlecht zum andern. Heute treibt sie als neuen Schöpfung die soziale und proletarische Ballade, die bei den

expressionistischen Lyrikern des vorigen Jahrzehnts angebahnt, von den Arbeiterdichtern und „indirekten“ Lyrikern der jüngsten Gegenwart fortgesetzt wird. Auch die andern Arten der Ballade wandeln sich mit der Zeit. Sie streben neuerdings im Anschluß an die Vorbilder der Eddalieder und Psalmen nach einem neuen Volksstil, hart, tuchtig, plastisch.

Denn im folgenden auf einige der diesen Sammlungen und Erscheinungen aufmerksam gemacht wird, so hat das zur Voraussetzung, daß der unbesorgte und typische Charakter der Ballade sie volksbildnerisch wertvoll und wertvoll erscheinen läßt. Ihrem Wesen nach „Schicksalslied“, greift die gute Ballade immer ans Herz, mitleidend, warnend, unedle Leidenschaften dämpfend, große vertiefend. Wie diese Wirkung bewußt hervorgerufen werden kann, scheint mir, auch in der Schulpädagogik, noch nicht klar herausgestellt zu sein. Jedenfalls ist das gute Vorlesen das wichtigste Mittel, daneben vielleicht die aufbauende (nicht erklärende) Einführung. Von Vorlesestunden aus wird die Bücherei ihre Balladenbücher am besten bekannt und wertvoll machen können.

Ferdinand Abenarius, Balladenbuch. Erneuert von Hans Böhm.
Mit Werken deutscher Graphik vom 15. bis zum 20. Jahrhundert.
Herausgegeben vom Kunstwart. 171.—176. Tausend. München 1927,
Georg D. W. Callwey. 356 Seiten. Preis 6.— M.

In vollem Strom rauscht hier die gute deutsche Ballade, die Volks- und Kunstballade, von der vorklassischen bis zur Gegenwartsballade, die rein epische, heroische, mythische, soziale Ballade (nur daß wir von der letzten, heute reich strömenden Gattung einige Proben mehr gewünscht hätten). Auch die Einstellung (Natur, Traum und Wunder, Schicksal, Schuld und Sühne, Ritter und Helden, Deutschland, Sitten und Gebräuche, Das Heilige) und der Aufbau innerhalb jeder einzelnen Gruppe ist mit Erfahrung und Geschmack geschaffen worden. Dazu kommen die prachtvoll balladesten Bilder, die selbständig, gleichartig und gleichwertig zwischen den Balladen stehen: Altdorfers den Sturm stillender St. Nikolaus, Hans Galsung Oriens Degenlücke, W. Jaedels Medea, H. Thomas Harpyie usw. Wir gedenken dankbar des alten Führers F. Abenarius, der Grundstock und Aufriß so meisterlich geschaffen hat. Wir freuen uns, daß Hans Böhm mit gleichviel Pietät wie Entwicklungsinn den Weiterbau gefördert hat und auch seine Fortführung in künftigen Zeiten sieht.

Hans Benzmann, Die deutsche Ballade. Eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legendendichtung unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes. Zwei Bände in einem Band. Zweite Auflage. Leipzig 1925. Bessel & Becker. 408 und 494 Seiten. Preis 16.— M.

Wer für lernende oder studierende Jugend eine Vortrags- oder Vorlesungsreihe über die Ballade, den Begriff im allerweitesten Sinne genommen, halten wollte, würde dies Buch gut derselben zugrunde legen können. Es bildet eine ziemlich lückenlose Übersicht über die historische Entwicklung der deutschen Ballade vom Hildebrandslied an bis zur jüngsten expressionistischen und sozialen Ballade der Nachkriegszeit. Es umrahmt die eigentliche Ballade, das balladeste Stillegedicht, mit ihren Verzweigungen und Ausstrahlungen in Legende, Schwank, poetischer Erzählung, Fabel, lyrischem Sachgedicht, Lied. Es ergänzt und vertieft die Anschauung der deutschen Ballade durch Musterballaden anderer europäischer Völker. Es stellt nebeneinander malde Volksballade, volkstümlich stilisierte Ballade und subjektive Kunstballade, tragische und Scherzballade, pantheistisch-mythische und heroische Ballade, realistische und romantische Ballade usw. Eine Gesamteinleitung über „Wesen, Typen, Stilarten und Entwicklung der Ballade“, wiederum relativ vollständig und geblieben, wenn auch nicht original, daneben kürzere Einführungen zu jeder Periode und Gruppe, dazu drei Übersichten, ein gut gegliedertes Inhalts-

verzeichnis, ein Register der Überschriften und Anfänge und endlich ein Sach- und Autorenregister vervollständigen den wissenschaftlichen Apparat. Es ist nichts vermissen.

Anderes wird unter künstlerischer Betrachtung das Urteil ausfallen. Was nach des Herausgebers ursprünglichem Plan, die vorzüglichsten Balladen zusammenzufassen, herausgegeben wäre, hätte künstlerisch höheren Wert gehabt. Jetzt geht das Meisterhafte in einer Beigabe, ja Überfülle von Dichtungen unballadischer Natur und minderen Ranges unter. Da finden sich die verflüchtigten historischen Anekdoten, landschaftlichen Sagen, Mythen und Gespenstergeschichten, all die moralischen und sentimentalen Romane, übersteigerten Heroismen und Stimmungshybrismen, die einem bloß temporären Geschmack entsprechen und vielfach den nachkommenden Geschlechtern trivial und mindertwertig vorkommen. Da sind auch die verkürzten oder verunglückten Epen- und Novellenstoffe, die in ihrem Wesen von balladischen so grundverschieden sind, wie eine langsam mit Wind einsehende, überbrausende und endlich wieder absinkende Sturmflut von einem ungehört aufstauenden, aufschlagenden und schnell verflüchtenden Meteor.

Von hier aus ergibt sich auch unser volksbildnerisches Urteil. Schon die ungeheure Masse, etwa 1000 Balladen auf 1000 Seiten, macht bedenklich; solche Massenwälder wirken bedrückend und erstickend, statt die Freude, die Leser- und Lebensfreude, zu steigern. Das Streben nach Allseitigkeit bis in weissenfremde Formen hinein und die teilweise unkritische Auswahl verwirren das Gefühl für das Echte. Wenn die Ballade Wert für das Menschliche in uns, für seine Klärung, Bereicherung und Vertiefung haben soll — und ohne Zweifel geht sie darauf aus, Dunkles oder Grobes ehrfürchtig berehren zu lehren und die Kräfte auf dieses Heiliggehaltene des Daseins zu richten —, kann das nur durch die vollwertige, durch die wirklich balladische Ballade geschehen.

Darum halten wir diese Sammlung für ungeeignet, in der volkstümlichen Bücherei unserer Abzichten gemäß zu wirken. Inwiefern sie als Materialsammlung dennoch verwertbar ist, wird jede Bücherei für sich entscheiden müssen.

Albrecht Janssen und Johannes Schräpel, Niederdeutsches Balladenbuch. Mit einer Einleitung von Böries Freiherrn von Münchhausen. München 1925, Georg D. W. Callweh. 317 Seiten. Preis geb. 8.— M.

Im Grunde nicht anders als über Benzmanns Balladensammlung kann unser Urteil über diese sein, wenn wir doch dieselben Maßstäbe anlegen. Da der Versuch, eine „niederdeutsche“ Balladensammlung zu schaffen, hier zum erstenmal gemacht worden ist, wird man den Herausgebern belästigen, daß es sich hier wirklich „nur um einen ersten Versuch handeln“ könne (im Wortwort), und jeder Kenner wird ihnen bestätigen, daß „die Frage der Materialbeschaffung schwierig“ war und ihnen „noch mancherlei“ Wesentliches entgangen ist, wenn auch manches Gute schon erfasst wurde.

Uns scheint nicht, daß das Herz der Ballade in diesem Buche schlägt. Das Beste darin liegt unter den Volksballaden; doch selbst unter diesen ist nicht alles echt, weder echt balladenhaft noch echt niederdeutsch. Viel Schwaches findet sich unter den Autorenballaden. Ballade ist Ausbruch wesensentsprungener und wesensverhafteter Schicksale, nicht zufälligen Geschehens und Geschicks. Nordgeschichten sind keine Toten- und Todesballaden, Spitzgeschichten keine mythischen, Ausmalung historischer Stoffe keine heldentümlichen, sentimentale keine tragischen, Übertragungen ins Plattdeutsche (z. B. aus dem Nordischen oder Hochdeutschen) keine niederdeutschen Balladen. Es ist bedauerlich, daß geschwätzige, sprachlich triviale Stücke, Verballhornierungen guter Volksballaden aufgenommen sind. Bei der Auswahl dürften persönliche und zufällige Momente mitgewirkt haben, mehr als dem Wert nützlich ist. Auch die allzu profanistische Einleitung Münchhausens wie die unschüsslichen und künstlerisch wenig innerlichen Bilder von Winter sind unbefriedigend.

Wir lehnen das Buch ab und wollen eines anderen warten.

Albrecht Janssen und Johannes Schräpel, Hausbuch niedersächsischer Lyrik. Mit einer Einleitung von Conrad Borchling. München 1926, Georg D. W. Callwey, 312 Seiten. Preis geb. 8.— M.

Wir halten diese Sammlung für besser als das Balladenbuch desselben Verfassers. Bewußt ist reichlich viel sentimentale oder hausbackene Pseudolyrik darin, naturgemäß vor allem in den Gruppen „Lernen und Starven“, „In'n Jahresring“, „Dat du min leevsten bist“. Diesen stehen dann aber wieder sehr schöne Abschnitte gegenüber: „Söhner und Landknechte“, „Wi treden tom Boden“, „Jhr de Eldren“ u. a. Es kommt die ausgezeichnete Einführung von Professor Borchling dazu, die allerdings im Historischen klarer und sicherer ist als im Ästhetischen. Sie weckt Sehnsucht nach Proben älterer niederdeutscher Lyrik. An Stelle des mindertwertigen wäre dann auch besseres Neues zu wünschen. Insbesondere finden wir an keiner Stelle ausgedrückt, daß die Entwicklung der plattdeutschen Lyrik von heute nicht immer eine Vereblichung und Steigerung an lyrisch Wesentlichem bedeutet. Bei Klaus Groth kennen wir seine ertwelchende Anlehnung an die romantische Tradition jener Periode (und die Herausgeber haben selber von seinen schwachen Erzeugnissen manches mitgenommen). Bei manchen Deutigen (man sehe H. Ehrke und A. Nöhl) werden Gedichte nicht aus niederländischem Empfinden und Wort, sondern in Nachahmung hochdeutscher Lyriker. Denn diese geschwächte Mundart setzt beim Dichter einer Umformung der Stimmung und Anschauung in wirklich gehaltvolles und wohlklingendes Wort Widerstand entgegen (man höre z. B., wie unvollkommen Karl Schöles lebenswürdige Poggenkantate klingt, trotz aller sprachlichen Kunst und Künstelei!). Sie leistet auch beim Leser Widerstand gegen die Rückbildung des Wortes in die vom Dichter gewollten Gefühle. Weniger und kritisch strenger Bewußtsein würde besser sein. Immerhin wird diese Sammlung in dem niederdeutschen Menschen selber, soweit er zur Aufnahme fähig ist, die seelischen Gründe des Blutes und Geistes erregen und in Richtung seiner angeborenen Art aktiv machen, dem Mittel- und Oberdeutschen aber bei guter Anleitung (wenn nichts geht schwerer ein als fremdsprachige Lyrik) das Wesen dieser Volksverwandten nahe bringen.

Deffel von Liliencron, Adjutantenzitte und andere Gedichte. Neudruck der Urausgabe. Mit einer Einführung von H. Spiero. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt, 150 Seiten. Preis geb. 4.50 M.

Wer mit der Mißbegierde des Literaturfreundes oder Studierenden oder mit dem praktischen Interesse des schaffenden Lyrikers an Liliencrons Erstlingswerk herantritt, wird Freude und Nutzen an der lebendigen Wirklichkeit, der schöpferischen und wirkungstreuen Sprache, der Klarheit in der Anwendung der lyrischen Mittel, der sympathischen Dichterpersönlichkeit haben.

Wer dagegen als Volksbildner nach tieferen Werten forscht, wird unbefriedigt bleiben. Der Dichter selber war nicht tief genug; so fehlen seiner Dichtung die Hintergründe, so vermag er auch in den Balladen seine Menschen nicht ins Bedeutende, Heldische, Tragische zu steigern, so wirkt sein Wort nicht gewißt. Im Nerv empfangen, dringen diese Gedichte weder ins starke Sehnen noch ins fühlende Herz eines Zeitalters, das wie das unsere aus Trümmern zu neuen Tempeln strebt. Keiner wird in dunklen Stunden seines Lebens, wie etwa zu Goethe und Hölderlin, zu Liliencron greifen.

Wo Liliencron in der Bücherei vorhanden ist, bedarf es dieser (an sich guten, mit einer lehrreichen, im Kritischen allerdings nicht zulänglichen Einleitung von H. Spiero versehenen) Neuausgabe nicht. Wo er eingestellt werden soll, nimmt man besser eine kritische Auswahl, die u. D. aber auch noch ausbleibt.

Wilhelm Brandes, Balladen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel 1927, Georg Kallmeyer. 172 Seiten. Preis geb. 3.50 M.

Es wäre möglich, daß ein Leser über den Eingang zu diesem Buche stolperte. Da stehen nämlich einige Balladen aus der Antike, bei denen man sich an Gehel gemahnt fühlt und Epigonengeruch wittern möchte. Aber je weiter man kommt, um so stärker erscheint dieser stille Wolfenbüttler Dichter aus dem Freundestriebe Wilhelm Raabes. Die erste Auflage erschien 1891 und konnte, trotz prächtiger Stücke, doch nicht ganz das Jahrhundertende und seine leise Müdigkeit verleugnen. Aber Brandes wuchs mit dem neuen Jahrhundert. Als mit Liliencron die Welle der Lust an der Ballade wieder anstieg, brachte dieser Zweig der Dichtung zwei neue Triebe hervor: im deutschen Osten mit dem slawischen Volks-einschlag wuchs durch Agnes Miegel, Gustav Schuler u. a. die mythische und naturschöne Balladenart, im niederfachlichen Westen die helle, heroische Ballade von Ederies von Münchhausen, Luise von Strauß, Wiltrud Dreesen u. a. Diese Wandlung machte auch Brandes, der nun vor einigen Wochen verstorben) Niederfachte, mit und ergänzte sein Werk von Auflage zu Auflage, so daß das Buch noch heute stellentwelse jugendfrisch und in gutem Sinne modern wirkt. In allen Gruppen (antike, heimatlische, englische, allgemein-deutsche, nachgefolgte Balladen, Freestoffen, größere Stücke, z. B. die berühmte „Jubin von Worms“) findet sich Gutes. Sollte es noch eine Auflage erleben, wäre eine Neuordnung zu erwägen, die das Dauernde besser hervorhölbe.

Agnes Miegel, Gesammelte Gedichte. Jena 1927, Eugen Dieberichs. 175 Seiten. Preis 4.— M.

Noch ist Agnes Miegel nicht 50 Jahre alt, und schon gibt sie ihre Gedichte (die einzelnen Sammlungen: Gedichte 1901, Balladen und Lieber 1907, Gedichte und Spiele 1922) „in endgültiger Gestalt“ (w. i. abschließender Auswahl) heraus. Uns kommt das reichlich früh vor. Wer mit 19 Jahren jene geniale „Mär vom Ritter Manuel“, die in ihrer Art unübertroffen in der deutschen Literatur besteht, und mit 20–21 Jahren mehr dem Ähnliches geschrieben hat, wird wahrscheinlich mit 49 Jahren noch nicht erschöpft sein. Gegenüber jenen Einzelsammlungen bedeutet diese Auswahl einen Fortschritt, vielleicht nicht so sehr durch das Neue darin, als durch die Reife, die sich in den Auscheidungen und im Aufbau zeigt. Nicht wenige Gedichte sind weggefallen: Balladisches wie „Die Domina“, „Götter“, „Fragment“, „Dämmerput“ u. a., Lyrisches wie „Besine“, „Liza“, „Allerfeelen“, „Du, die ich liebte“, „Der Schatten“ u. a. m.; wohl, weil sie aus dem Persönlichen nicht vollkommen gelöst waren oder weil Ton und Farbe zu grell, die Anschauung nicht reif genug war. Dafür ist dann das Gebliebene so schön, daß man ihm Dauer weisagen darf. Schön ist auch, wie sich die drei Gruppen „Balladen“, „Lyrik und Heimatlisches“, „Egegenwärtiges“ in sich wölben und zum Ganzen runden, so daß an dem erschütternden Anfang, die geniale (auch hier muß man dies Wort sagen) „Nibelungen“-Ballade, das innerst verwandte erlösende „Lied der Toten“ zum Schluß führt.

Das für unsere Bücherelen und Leser ein Buch wie dies bedeutet, das müßte in einem tiefer grabenden Aufsatz gesagt werden. Das stark Volkshafte dieser Balladen, das mehr ist als bloß volkstümlich, ruft das Ostdeutsch-Ballische in verwandten Seelen und Stämmen wach, das Germanische der Deutschen und Skandinavier wie auch das Slawische der Preußen, Litauer, Esten, das in dieser Dichterin aus ostpreußisch-salzburger Ehe und in ihren Werken zu übernationaler Einheit verbunden erscheint. Das Frauliche an ihr ist weich, ohne weichlich, naturhaft, ohne naturalistisch, voll, ohne straff, süß, ohne sinnlich zu sein, vollmenschlich, wie es unser Zeitalter zur Heilung nötig hat. Das Dämonisch-Mythische wird bei ihr so ins durchsichtig Klare gehoben, daß sich auch dem rational einseitigen und dem industriell verhärteten Geiste eine Bahn zum Erleben solch anderer Dichtlichkeiten öffnet. Hier werden Eichenbock und Fontane in einer modernen Einheit zusammengebunden. Es ist die moderne Frau mit ihren Kämpfen, Nöten, Stimmungen und Sehnsüchten, diese Kriemhild, Gelfeldis,

Gräfin von Gleichen, Agnes Bernauerin usw., und doch reichen sie nicht aus dem alten lieben Rahmen des überliefernden Mythos. Dazu hilft auch die strenge, wortfasse und an Klängen und Untertönen reiche Form mit, die so ganz im Gegensatz zu der Wortfülle und inneren Armut ihrer Landsleute Jordan, Dacht, Sudermann steht. Wenn Dichtung durch Inhalt, Gehalt und Form überhaupt an der Menschenseele läuternd und erlösend zu wirken vermag, so wird Agnes Miegel, die Kinderlehrerin, zugleich als Menschenerzieherin bezeichnet werden können.

Reinhart Fuchs, Das älteste deutsche Tiererep aus der Sprache des 12. Jahrhunderts in unsere übertragen von E. Baesecke. Halle a. S. 1926, Mag Niemeyer. 71 Seiten. Preis in Pappband 3.— M.

Für den Freund mittelalterlicher Literatur mag dieser ältere „Reinhart“ Heinrich des Bleifners interessant sein; aber wird er ihn nicht meistens auch selber mittelhochdeutsch lesen können? Für die volkstümliche Bäckerei kommt diese Übersetzung kaum in Betracht.

Wir glauben nicht, daß ein gebildeter oder naiver Leser, dem man diesen härteren, ferneren Reinhart Fuchs mit dem mehr naturalistischen, Stimmungsvolleren Lübecker Reineke Vos gleichzeitig in die Hände gibt, sich für jenen entscheiden oder mehr Bewußt aus ihm ziehen wird. Wir glauben überhaupt, daß beide Werke unserm Zeitalter wenig zu geben haben. Der satirische Diplomat im Kampf gegen eine betrottete geistliche und politische Welt möchte zwar auch heute not tun, aber das poetische Gesamtbild wie die Einzelschau eines agrarischen Zeitalters kann nicht mehr das eines Maschinenzeitalters sein.

Reidhart von Reuental, Tanzlieder. Mit den gleichzeitigen Melodien herausgegeben von R. Urmeln und W. Köhse. Jena 1927, Eugen Diederichs. 88 Seiten. Preis in Pappband 2.— M. (Deutsche Volkheit.)

Das Bündchen enthält „die 13 als echt anerkannten Lieder, zu denen noch Melodien erhalten sind“. In dem beiden kleinen Aufsätzen, die die Herausgeber anfügen, ist nicht bloß das Historische und Ästhetische, das Leser und Singer wissen müssen, aufs beste und vollständig ausgeführt, sie geben auch die Anknüpfungspunkte zur Gegenwart:

Gegenüber dem klassischen Minnesang, der die idealisierende „Kunstäußerung einer begrenzten aristokratischen Schicht, die nationale Ausformung eines internationalen ritterlich-höfischen Standesideals“ war, bildete sich damals aus dem Zusammenleben und -feiern von Kleinadel und Bauerntum, aus triebhafter Verlustierung und geistlicher Ironisierung diese höfische Dorfpoesie als Grund- und Ausgangsform eines deutschen „Volksliedes“. Gegenüber unserer klassisch-romantischen Bildungsrichtung, auch einer idealisierenden Kunstäußerung einer begrenzten Bildungsschicht mit internationalem Charakter taucht heute im „Schlager“ (den Köhse allein zum Vergleich heranzieht), aber auch im Jugendtanzlied und Kinderlied, in dem dialektischen Bauern- und Arbeiterlied zu Ranch oder Tanz eine vom Bildungsmenschen verachtete, aber möglicherweise keimfähige Volkskunst auf, in der wiederum wie damals Wort, Ton und Bewegung verbunden sind.

Alle Bäckereien mit Lesern aus der Jugendbewegung oder aus volkstuntnahen (gebildeten oder ungebildeten) Schichten werden dies vorbildliche Bündlein beachten.

Ludwig Wolff, Die Helden der Völkertwanderung. Jena 1928, Eugen Diederichs. 242 Seiten. Preis 6.50 M. (Frühgermanentum. II. Band.)

In einem Geschlecht, das nicht bloß der Idee des altgermanischen, sondern der des Heldentums überhaupt fremd und skeptisch gegenübersteht, kann diese Idee

durch buchliche Darstellung natürlich nicht wieder zum Leben erweckt werden. Wozu also solche Bücher lesen? Wozu sie zum Lesen vorlegen und anpreisen? Wer die Masse moderner Literatur überflutet, wird so gut wie gar keine „Heldenbücherei“ darunter finden, und was sich „Helden“ nennt, Helden des Krieges, Helden der Entdeckung oder Erfindung, Helden des Alltags, Helden des Leidens, Helden der Feder oder was sonst, hat in den meisten Fällen mehr mit Zähigkeit, Kraftfreudigkeit, Lebensinstinkt u. dgl. als mit innerer Heldenhaftigkeit zu tun, die um letzter Werte willen alles daransetzt.

Aber ganz ausgestorben ist sie nicht. Vage Ansätze, die sich allerdings leicht in Begeisterung verpuffen, statt in Tat sich zu verdichten, leben in einzelnen Jugendbüchern (besonders nicht in „der Jugend“). Reife Menschen gibt es, die die Welt mit ihren Idealen und Realitäten als relativ erkannt haben und aus dem Schmerz solchen Zusammenbruchs rücksichtslos zum Absoluten emporstreben. Andere Menschen erleben wenigstens zeitweilig Niesen oder Höhen des Lebens, wo sie den Rechten, die von Heldenbildern ausströmen, zugänglich sind oder gar ihrer bedürfen. Es kommen hinzu die künstlerisch Schaffenden ähnlicher Richtung, in denen Heldenaten sich wenigstens als Sehnsucht und Schaw ausleben wollen. Zu all diesen Menschen spricht Heldenbücherei. Wie weit sie in unsere Büchererei kommen und vom Bibliothekar erkannt werden können, ist eine andere und keine leichte Frage.

Wolffs Buch verbindet weltgeschichtliche und literargeschichtliche Elemente; wir haben es hier nur mit den letzteren zu tun. Wolff geht in Andreas Heuslers Spuren. Wie er, spürt er dem organischen Werden mittelalterlicher Heldenbücherei in deren Resten und Umbildungen und im rein historischen Quellenmaterial nach. Er tut es mit Takt und Glück, wenn auch noch nicht mit der unbeschwerteren Intuition Heuslers oder v. d. Lehe's. So tauchen allmählich die großen germanischen Balladen und Epen aus den großen Sturmfluten weltgeschichtlicher Wendungen als lebendig begründete Inseln, gleichsam Halligen als Reste verschwundener Dichtungscontinente vor unseren Augen auf, das Hamblet, das Walthers, das Hildebrands, das Wielandlied u. v. a. Daß er diese Urballaden ohne strenge Bindung an altgermanischen Takt und Stabreim wiedergibt, macht ihn freier in der treueren Wiedergabe des Originals und die Lieder lebendiger. Es ist vortrefflich, wie er uns vom weltgeschichtlichen Ereignis über die vielfachen Wandlungen (durch den Einfluß anderer historischer Ereignisse, künstlerischer Vorbilder und Verwandtschaften, individueller Erlebnisse des Sängers) bis zu dem Heldengedicht letzter Gestalt, in dem oft der Ursprung kaum noch, nur als Hinter- oder Untergrund geahnt werden mag, Schritt für Schritt führt. Auf diesem Wege bildet er meist das Lied so gut in uns vor, daß wir es zuletzt als reife Frucht selber zu pflanzen vermögen. Hier ist Wissenschaft lebendige Bewegung geworden und unsere Kenntnis altgermanischen Lebens und alter Dichtung tatsächlich erweitert worden.

Weltpolitische Literatur für kleine und mittlere Büchereien

(Vergleiche dazu die Einführung auf Seite 100 dieses Bandes.)

Erste Auswahl¹

Arthur Dlg, Politische Geographie. Weltpolitisches Handbuch. Zweite Auflage. 1923. 615 Seiten. Mit Abbildungen und zwei Tafeln. (Katalog Seite 127.)

Arthur Dlg folgt den Spuren Ratzels und Kjelléns, doch ist er mehr wirtschaftspolitisch eingestellt als diese. Er hat sich eine praktische Aufgabe gestellt; er will in dem vorliegenden Buch „einen Beitrag zur weltpolitischen Erziehung der Deutschen“ liefern. Im ersten, allgemeinen Teil gibt er eine „Systematik der politischen Erdkunde“, indem er nacheinander die Wirtschaftsgeographie, Verkehrsgeographie, Völkler- und Kulturgeographie behandelt. Im zweiten Teil Politische Geographie der Gegenwart stellt er das Staatenbild von 1914 dem Staatenbild von heute gegenüber und zieht dann in einer Schlußbetrachtung die deutsche Ruhestandung.

Johannes Mütsche, Der Kampf um den Erdball. 1922. 188 Seiten. Mit 28 Kartenstizzen. (Katalog Seite 121.)

Das neue Weltbild – gekennzeichnet durch das ermattete Europa und die erwachenden Völker in Asien und Amerika – ist in den großen Entwicklungslinien behandelt. Dabei werden besonders die geographischen Begebenheiten und ihr Einfluß auf die weltpolitischen Machtfragen dargelegt. Durch anschauliche Kartenstizzen ist der Wert des Buches erhöht.

Walter Vogel, Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Dritte Auflage. 1925. 440 Seiten. (Katalog Seite 123.)

Das grundlegende Buch über die europäische Staatenwelt, wie sie sich aus den Friedensverträgen ergeben hat. Im ersten Teil wird das europäische Staatensystem vor dem Kriege behandelt, sein Wesen und seine Wurzeln. Im zweiten Teil wird dann ein Bild des neuen Europa gezeichnet, wobei, wie es in der Natur des Themas liegt, die neuen Staaten im Osten und Südosten besonders berücksichtigt werden. Auch hier werden, wie im ersten Teil, die geographischen und historischen Bedingungen in welchem Maße zur Erläuterung der Gegenwart und der Entwicklungsmöglichkeiten herangezogen. Das Buch zeichnet sich durch eine große Stoffbeherrschung und eine übersichtliche Stoffgliederung aus.

Carl Brockhausen, Europa 1914 und 1924. Bild und Gegenbild. 1924. 72 Seiten. Mit zwei Karten. (Katalog Seite 124.)

Eine von größtmöglicher Objektivität getragene Schrift über die Veränderungen des europäischen Staatenbildes durch den Weltkrieg. Das Staatenbild von 1914 wird dem von 1924 gegenübergestellt und gezeigt, daß der heutige Zustand Europas ein Zerbröckel ist. Das Problem ist nicht gelöst. Die praktischen Vorschläge des Verfassers sind: unparteiische Überprüfung der Schuldfrage, europäisches Völklerparlament, Grenzrevisionen.

*

¹ Um bereits in dieser Übersicht einen Eindruck davon zu geben, um wie zahlreiche und bedeutsame Angelegenheiten und Fragen es sich in diesen Werken handelt, fügen wir bei der ersten Auswahl – in leicht geänderter Form – die Charakteristiken des Kataloges dieser Büchern bei, da ihr Titel oft allzuwenig von Inhalt und Bedeutung sagt. Die Schriftleitung

Karl Haushofer, Geopolitik des Pazifischen Ozeans. 1924. 452 Seiten. Mit 10 Karten. (Katalog Seite 125.)

Der Pazifische Ozean wird immer mehr zu dem größten Brennpunkt des weltpolitischen Geschehens. Haushofers Studie zur Geopolitik des Ozeans ist in hohem Maße geeignet, das politische Kräftespiel im fernen Osten verstehen zu lehren. Eine Fülle wichtigsten Materials ist verarbeitet und in lebendiger Form dargestellt; die beigegebenen Karten sind äußerst instruktiv. — Entsprechend dem Untertitel „Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte“ ist das Werk zugleich eine Anleitung zu geopolitischem Denken.

Karl Hoffmann, Ökopolitik und angelsächsischer Imperialismus. 1927. 440 Seiten. (Katalog Seite 122.)¹

Der Kampf um die Petroleumfelder hat nicht nur seine große wirtschaftliche, sondern auch ungeheure politische Bedeutung. Die Zusammenhänge, die zwischen diesem Industriezweig und so vielen weltpolitischen Fragen bestehen, deutet Hoffmann in sehr wertvollen Ausführungen auf. So lernen wir die Mossulfrage erst im Zusammenhang mit der Ölfrage richtig verstehen, weiter viele andere aktuelle Fragen, das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Mexiko, verschiedene englisch-amerikanische Reibungen. Auch zwischen der Räumungsfrage am Rhein und der Ölfrage bestehen nach Hoffmanns Ausführungen Zusammenhänge. Da die internationale Ölindustrie ganz überwiegend in angelsächsischen Händen ist, bleibt die Darstellung auf die Politik der angelsächsischen Reiche beschränkt.

*

Volk unter Völkern, Für den Deutschen Schutzbund herausgegeben von R. E. von Loesch. 1925. 453 Seiten. Mit Karten. (Bücher des Deutschtums. Band 1.) (Katalog Seite 124.)

In diesem Sammelband, der von dem Deutschen Schutzbund, der Spitzenorganisation des deutschen Grenz- und Auslandsdeutschtums, herausgegeben ist, werden zahlreiche Einzelprobleme zu den deutschen Minderheitenfragen von Führern des Grenz- und Auslandsdeutschtums behandelt. Daneben finden sich auch Beiträge über außerdeutsche Probleme wie: Ukraine und Rußland, französischer Regionalismus Organisationsarbeit der Nachbarvölker Deutschlands u. a.

Wilhelm Dibelius, England. Zwei Bände. Dritte Auflage.

Band 1: Reich und Volk, Staatsverfassung. 1924. 424 Seiten. —

Band 2: Religion und Kirche, Erziehung. 1924. 276 Seiten. (Katalog Seite 3.)

Das maßgebende Englandbuch in deutscher Sprache. Auf dem Hintergrund knapp und interessant gehaltener geschichtlicher Rückblicke werden die englischen Zustände, Einrichtungen und Entfaltungsentwicklungen geschildert. Im ersten Bande wird Englands Wachsen zur Weltmacht sowie die Bedeutung der englischen Wirtschaft behandelt und zum Verständnis dieser Tatsachen ein Bild vom englischen Volkscharakter entworfen. Es folgt eine Darstellung des staatlichen Aufbaus: Parteienwesen, Regierung, Verwaltung, Rechtspflege, Presse. Im zweiten Bande gibt Dibelius eine Schilderung der geschichtlichen Entwicklung der verschiedenen englischen Kirchen, der einzelnen Ausformungen der englischen Frömmigkeit und deren Auswirkungen im praktischen Leben, weiter des Erziehungs- und Bildungswesens in England.

¹ Vergleiche hierzu die Besprechung des Buches von E. L. Graf, Erdöl, Erdölkapitalismus und Erdölpolitik in diesem Jahrgang, Seite 68.

Scott Rearing und Joseph Freeman, Dollar-Diplomatie. Eine Studie über den amerikanischen Imperialismus. Beileitwort von Karl Haushofer. 1927. 475 Seiten. (Katalog Seite 23.)

Die Erfolge der Außenpolitik der Vereinigten Staaten lassen die ungeheure Energie und Rücksichtslosigkeit erkennen, mit welcher der amerikanische Imperialismus sein Ziel, immer neue Staaten in ein finanzielles und weiterhin politisches Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, verfolgt. Bei gleichem Ziel sind die Methoden sehr verschieden. Sie führen, wie es das vorliegende Buch mit zahlreichen Beispielen belegt, von der friedlichen wirtschaftlichen Durchdringung und Schaffung von Einflußsphären zur wirtschaftlichen Bedrohung und Einmischung in die innere Politik des fremden Landes, weiterhin zur Besetzung oder Eroberung mit bewaffneter Hand oder auch zum Gebietstausch. Für Deutschland, wie überhaupt für ganz Europa, haben diese Tendenzen des amerikanischen Imperialismus ihre unmittelbare Bedeutung durch den Weltkrieg erhalten, der eine gewaltige Pfandverschuldung Europas an die Vereinigten Staaten zur Folge hat.

Moritz Julius Bonn, Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt. 1927. 191 Seiten. (Katalog Seite 24.)

Für Bonn lautet die Fragestellung nicht: Was können wir von Amerika unmittelbar lernen?, sondern: Wie ist das Fühlen, Denken und Wollen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, und wie kann dieses das Schicksal der Welt beeinflussen? Um hierauf eine Antwort geben zu können, geht Bonn den großen Strömungen nach, die dem amerikanischen Werden Richtung gegeben und Amerika das Doppelbild von Geld und Geist aufgeprägt haben, das es heute trägt. Noch ist die Entwicklung im Fluß, noch wird das amerikanische Volk lange Jahre hindurch an der Lösung großer Probleme der materiellen Welt zu arbeiten haben, aber der sichtbar gewordenen Kräfte sind — nach Bonns Ausführungen — viele, die Amerika befähigen können, einmal Schöpfer einer neuen geistigen Kultur zu werden.

Erich Obst, Russische Skizzen. 1925. 251 Seiten. Mit 174 Abbildungen und einer Karte. (Katalog Seite 54.)

Vor allem um das russische Wirtschaftsleben zu studieren, hat der Geograph Erich Obst 1923 eine Reise durch Sowjetrußland unternommen, die, von Moskau ausgehend, ihn in die verschiedensten russischen Gebiete vom Weißen bis zum Schwarzen Meer führte. Über diese Reise berichtet er in seinem Buch. Er gibt ein anschauliches Bild besonders von den wirtschaftlichen, aber auch von den politischen Zuständen in den einzelnen Teilen des russischen Reiches. Bei aller Kritik hat er eine positive Einstellung zu Sowjetrußland. Das Buch gehört zu den besten deutschen Veröffentlichungen über die heutigen Probleme in Rußland.

Deutschland und Frankreich. Ihre Wirtschaft und ihre Politik 1923/24. Herausgegeben von R. Ruczynski. Zwei Bände. 1924 und 1925. 409 und 265 Seiten. (Katalog Seite 66.)

Dieses auf der Grundlage der „Deutsch-Französischen Wirtschaftskorrespondenz“ entstandene Sammelwerk will durch Erleichterung des gegenseitigen Verständens zu einer Verständigung zwischen beiden Ländern beitragen. Es ist eine große Anzahl von Aufsätzen hier vereinigt, die sich von diesem Gesichtspunkt aus mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen Deutschlands und Frankreichs befassen, und zwar mit der Lage in den kritischen Jahren 1923/24. Sie vermitteln ein vielseitiges Bild der beiden unter den Folgen des Krieges leidenden Völker. Durch die Mitarbeit von Fachleuten beider Nationen wird ein objektiveres Bild ermöglicht als in dem von ähnlichen Absichten geleiteten Werk Henri Nigtenbergers (im Katalog Seite 67). Von den wichtigen Einzelthemen seien die folgenden genannt: Die wirtschaftlichen Kräfte Frankreichs, seine Bevölkerungsbilanz, Schulden

und Volksvermögen, Reparationsfragen, Vergleiche zwischen dem deutschen und dem französischen Lebenshaltungs- und Großhandelsindex, Wohnungsfrage und -fürsorge, gewerkschaftliche Strömungen in Frankreich u. a. m. Von deutscher und französischer Seite haben Fachleute von Rang an diesem Werk mitgearbeitet.

Zweite Auswahl

Arthur Dig, Politische Geographie. Weltpolitisches Handbuch. Zweite Auflage. 1923. 615 Seiten. Mit Abbildungen und zwei Tafeln. (Katalog Seite 127.)

Johannes Bütschke, Der Kampf um den Erdball. 1922. 188 Seiten. Mit 28 Kartenskizzen. (Katalog Seite 121.)

Walter Vogel, Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Dritte Auflage. 1925. 440 Seiten. (Katalog Seite 123.)

Hans Wehberg, Grundprobleme des Völkerbundes. 1926. 108 Seiten. (Katalog Seite 122.)

Mag Hildebert Boehm, Europa irredenta. 1925. 323 Seiten. (Katalog Seite 124.)

Karl Hoffmann, Öspolitik und angelsächsischer Imperialismus. 1927. 446 Seiten. (Katalog Seite 122.)

*

Wilhelm Dibelius, England. 1924. Zwei Bände. Dritte Auflage. 424 und 276 Seiten. (Katalog Seite 3.)

Rudolf Richter, Engländer. 1926. 351 Seiten. Mit vielen Photographien. (Katalog Seite 3.)

Erich Obst, England, Europa und die Welt. Eine geopolitisch-weltwirtschaftliche Studie. 1927. 356 Seiten. Mit 14 großen weltwirtschaftlichen Tabellen. (Katalog Seite 17.)

Scott Rearing und Joseph Freeman, Dollar-Diplomatie. Eine Studie über den amerikanischen Imperialismus. Beileitwort von Karl Haushofer. 1927. 475 Seiten. (Katalog Seite 23.)

Moritz Julius Bonn, Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt. 1927. 191 Seiten. (Katalog Seite 24.)

Karl Haushofer, Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung. 1921. 171 Seiten. (Katalog Seite 38.)

Karl Haushofer, Geopolitik des Pazifischen Ozeans. 1924. 452 Seiten. Mit 16 Karten. (Katalog Seite 125.)

Berhard Menz, Flutwende. 1926. 163 Seiten. (Katalog Seite 42.)

Erich Obst, Russische Skizzen. 1925. 251 Seiten. Mit 174 Abbildungen und einer Karte. (Katalog Seite 54.)

J. Stalin, Probleme des Leninismus. Zweite Auflage. 1927. 245 Seiten. (Katalog Seite 55.)

Elias Huxwicz, Der neue Osten. 1927. 201 Seiten. (Katalog Seite 95.)

- Deutschland und Frankreich. Ihre Wirtschaft und ihre Politik. 1923/24. Herausgegeben von R. Kuczynski. Zwei Bände. 1924 und 1925. 409 und 265 Seiten. (Katalog Seite 66.)
- Erwin von Beckerath, Wesen und Werden des faschistischen Staates. 1927. 155 Seiten. (Katalog Seite 75.)
- Friedrich S. Kleinfächter, Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. 1920. 331 Seiten. (Katalog Seite 86.)

Dritte Auswahl

- Arthur Dig, Politische Geographie. Weltpolitisches Handbuch. Zweite Auflage. 1923. 615 Seiten. Mit Abbildungen und zwei Tafeln. (Katalog Seite 127.)
- Johannes Wütsche, Der Kampf um den Erdball. 1922. 188 Seiten. Mit 28 Kartenstizzen. (Katalog Seite 121.)
- Walther Vogel, Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen. Dritte Auflage. 1925. 440 Seiten. (Katalog Seite 123.)
- Hans Wehberg, Grundprobleme des Völkerbundes. 1926. 108 Seiten. (Katalog Seite 122.)
- Mag Hilbebert Boehm, Europa irredenta. 1925. 323 Seiten. (Katalog Seite 124.)
- Karl Hoffmann, Öspolitik und angelsächsischer Imperialismus. 1927. 446 Seiten. (Katalog Seite 122.)

*

- Wilhelm Dibelius, England. 1924. Zwei Bände. Dritte Auflage. 424 und 276 Seiten. (Katalog Seite 3.)
- Rudolf Richter, Engländer. 1926. 351 Seiten. Mit vielen Photographien. (Katalog Seite 3.)
- Erich Obst, England, Europa und die Welt. Eine geopolitisch-weltwirtschaftliche Studie. 1927. 356 Seiten. Mit 14 großen weltwirtschaftlichen Tabellen. (Katalog Seite 17.)
- Scott Nearing und Joseph Freeman, Dollar-Diplomatie. Eine Studie über den amerikanischen Imperialismus. Beileitwort von Karl Haushofer. 1927. 475 Seiten. (Katalog Seite 23.)
- Moriz Julius Bonn, Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt. 1927. 191 Seiten. (Katalog Seite 24.)
- Arthur Feiler, Amerika-Europa. Erfahrungen einer Reise. 1926. 338 Seiten. (Katalog Seite 27.)
- Karl Haushofer, Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung. 1921. 171 Seiten. (Katalog Seite 38.)
- Karl Haushofer, Geopolitik des Pazifischen Ozeans. 1924. 452 Seiten. Mit 16 Karten. (Katalog Seite 125.)
- Berhard Menz, Flutwende. 1926. 163 Seiten. (Katalog Seite 42.)

- Johan Gunnar Andersson, Der Drache und die fremden Teufel. 1927. 390 Seiten. Mit zahlreichen Bildern. (Katalog Seite 45.)
- Erich Obst, Russische Skizzen. 1925. 251 Seiten. Mit 174 Abbildungen und einer Karte. (Katalog Seite 54.)
- Agel de Vries, Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins. Zweite Auflage. 1925. 168 Seiten. (Katalog Seite 55.)
- J. Stalin, Probleme des Leninismus. Zweite Auflage. 1927. 245 Seiten. (Katalog Seite 55.)
- René Fülöp-Miller, Geist und Gesicht des Bolschewismus. Darstellung und Kritik des kulturellen Lebens in Sowjetrußland. 1926. 490 Seiten. (Katalog Seite 57.)
- Deutschland und Frankreich. Ihre Wirtschaft und ihre Politik 1923/24. Herausgegeben von R. Kuczynski. Zwei Bände. 1924 und 1925. 409 und 265 Seiten. (Katalog Seite 66.)
- Hans Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges. 1927. 211 Seiten. 16 Karten. (Katalog Seite 66.)
- Erwin von Beckerath, Wesen und Werden des faschistischen Staates. 1927. 155 Seiten. (Katalog Seite 75.)

*

- Elias Hurwicz, Der neue Osten. 1927. 201 Seiten. (Katalog Seite 95.)
- Walter Recke, Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik. 1927. 361 Seiten. (Katalog Seite 96.)
- Hugo Haßinger, Die Tschechoslowakei. Ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch. 1925. 619 Seiten. (Katalog Seite 88.)
- Artur Feiler, Das neue Österreich. Tatsachen und Probleme in und nach der Sanierungsaktion. 1924. 120 Seiten. (Katalog Seite 88.)
- Friedrich B. Kleintwächter, Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. 1920. 331 Seiten. (Katalog Seite 86.)
- Karl Klinghardt, Angora-Konstantinopel. Ringende Gewalten. 1924. 265 Seiten. (Katalog Seite 111.)
- Wilhelm Mann, Volk und Kultur Lateinamerikas. 1927. 301 Seiten. (Katalog Seite 114.)

Berichte, Mitteilungen

Unsere fahrbare Bücherei an der Saar

Seit Anfang Dezember 1927 ist unsere Autobücherei täglich nach einem von 15 Grenzorten des Saargebietes unterwegs, so daß wir jetzt auf die ersten Erfahrungen zurücksehen können, und wir können sagen, daß der Gedanke und seine Durchführung sich bewährt hat.

Als wir vor einem Jahr die Pläne für diese Autobücherei entwarfen und dabei die Einrichtung einer fahrbaren Bücherei der Aufstellung von Ortsbüchereien in den 15 Gemeinden vorzogen, waren dafür zwei Gedanken maßgebend. Einmal wußten wir, daß bei einer Verteilung der zu Gebote stehenden Mittel auf die 15 Orte, an denen wir arbeiten wollten, wir an jedem der Orte nur eine kleine Bücherei einrichten konnten, die sich, weil allzu stark benützt, sehr schnell abnutzen müßte und dem Leser nicht die Auswahl bot, die es ihm ermöglichte, das Buch zu bekommen, das er wünschte und brauchte. Allzu kleine Büchereien können höchstens bei einhelliger Bevölkerung und wenig entwickeltem, wenig differenziertem Lesebedürfnis etwas leisten. Wichtiger war noch die zweite Erwägung, daß wir an den meisten der Orte nicht die Persönlichkeit finden würden, die gewillt und geeignet wäre, eine Ortsbücherei gut zu verwalten und auszubauen. Wo eine solche lebendige Persönlichkeit für unsere Arbeit fehlte, erschien die Gründung einer Bücherei sinnlos. Lebendig arbeitende Gemeindebüchereien oder andere nicht weltanschaulich gebundene Büchereien fanden wir aber in diesen Grenzstrichen, in denen wir arbeiten wollten, nicht vor. Wenn wir deshalb wollten, daß hier gut gearbeitet würde, mußten wir mit unseren bibliothekarischen Mitarbeitern selbst ausleihen, und wenn wir diesen Orten leistungsfähige Büchereien verschaffen wollten, mußten wir den Bestand zusammensaffen und fahrbar machen. Wir brauchten kein Bücherauto, sondern eine vollständige Autobücherei. So entstand der Plan unserer Arbeit.

Wir führen dies nun in der Weise durch, daß wir von einer zentralen Arbeitsstelle in Saarbrücken aus an jedem Nachmittage in einen andern der Orte hinausfahren und dort den ganzen Nachmittage über ausleihen. Nur in wenigen Fällen suchen wir zwei kleinere benachbarte Gemeinden an einem Tage auf. So ist mit 14 Tagen der Kreis geschlossen, und regelmäßig zur festgesetzten Stunde sind wir alle 14 Tage immer wieder in derselben Gemeinde. Die Autobücherei hat einen Gesamtbestand von 4500 Bänden, von denen etwa 1800 in unserem Büchertwagen zur Ausleihe jeweils bereitstehen. Der Wagen hat ein besonderes Schuttdach, das bei Regentwetter den Raum vor

den Türen schützt. Wir leihen aber nicht am Wagen aus, sondern wir trennen die Ausleihe durch den Bibliothekar im warmen Zimmer, in dem dem Leser vertrauten Schulhaus oder Bürgermeisteramt von der rein mechanischen Ausgabe der ins Leseheft eingetragenen Bücher am Wagen durch den Chauffeur. Der Buchartenapparat macht es ja möglich, ohne das Buch selbst auszuliehen.

Um die Verbindung mit der Einwohnerschaft des Dorfes noch fester zu knüpfen, haben wir an jedem Ort einen Vertrauensmann, der uns bei der Ausleihe unterstützt und, wenn der Wagen abwesend ist, Auskunft über die Bücherei gibt. Meist ist es ein Lehrer, doch richten wir uns hier ganz nach den jedem Dorf eigentümlichen Verhältnissen. Die Gemeinden, die wir aufsuchen, haben sehr verschiedenen Charakter, meist sind es Bergmannsdörfer, doch stehen daneben Bauerndörfer in abgelegenen Gegenden, einige sind evangelisch, die meisten katholisch, auch Gemeinden mit kommunistischer Mehrheit fehlen nicht. In einem Dorfe wohnen meist Bahnbeamte und Bahnarbeiter, in einem andern größeren Bergmannsdorf kommen zu den Bergleuten auch eine größere Zahl von Geschäftsleuten und Gewerbetreibenden. Aber im ganzen entfielen im Januar 80 Prozent aller unserer Ausleihen auf Arbeiter und ihre Familien. Einige Orte liegen weit ab vom Verkehr, viele ganz im Wald, alle so nahe an der Grenze, daß ein großer Teil der Männer in lothringischen Gruben oder Fabriken arbeitet. Alle Gemeinden aber sind arm, sehr arm. Denn die Löhne, die der Bergmann des Saargebietes von den französischen Gruben erhält, sind sehr schlecht, so schlecht, daß man oft nicht weiß, wie die Familien davon leben können. Darum konnten diese Gemeinden von sich aus keine nur einigermaßen leistungsfähigen Büchereien schaffen, ja oft sie kaum erhalten. Eine hier helfende Gesamtbücherei war notwendig.

Die Aufnahme unserer Bücherei in diesen Bergmannsdörfern war sehr lebhaft. Die Leserszahlen stiegen bei den ersten Ausleihen schon schnell. Heute haben wir in einigen dieser Walddörfer 20 Prozent der Einwohnerschaft zu Lesern. Je abgelegener der Ort von größeren deutschen Ortschaften ist, um so lebhafter ist die Beteiligung. In manchen Gemeinden spürt man, daß die Stunden unserer Ausleihe ein Ereignis im Leben des Dorfes sind. Die Kinder warten auf uns, der Ruf „das Bücherauto“ läuft durchs Dorf, und aus allen Häusern kommen unsere Leser zusammen, für viele eine willkommene Gelegenheit, auch andere Ereignisse zu besprechen.

Diese Bergarbeiter der Walddörfer sind mit der Arbeiterschaft von Großstädten nicht zu vergleichen. Sie sind nicht zugezogen, sondern bodenständig, wohnen nicht in Großstadtstraßen, sondern in den langen Häuserzeilen der kleinen, meist einstöckigen Bergmannshäuschen. Sie haben meist ein Stückchen Gartenland oder eine Ziege, sie haben ihre Heimat, ihr Dorf, ihre Wälder, in denen noch vor wenigen Jahrzehnten die letzten Wölfe erlegt wurden;

aber über allen lastet schwer die Not geringster Löhne und harter Arbeit, denn zu der Schicht kommt noch der zweite Weg und meist noch Arbeit in Haus und Garten oder Feld. Das sind Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die die Entwicklung dieser Bergarbeiterschaft zurückgehalten haben, so daß das Denken dieser Menschen in vielem heute primitiver ist als das anderer landschaftlicher Gruppen des Proletariats, die aber für die Zukunft große und gesunde Möglichkeiten gewähren. Mannigfache Abwandlungen natürlich auch hier, kein Dorf gleicht dem andern, aber die gemeinsame Linie liegt doch hinter aller Verschiedenheit.

Vor allem lesen die Erwachsenen, Männer wie Frauen. Bei den Frauen überwiegt natürlich die erzählende Literatur weit. Die von den Männern gelesenen Bücher haben dagegen nur zu etwa 50 Prozent erzählenden Inhalt (meist Reise- und Abenteuergeschichten). Viel technische Literatur wird verlangt für die Praxis der täglichen Arbeit. Wir haben z. B. unsere Bücher über neuere Schweißverfahren vervielfachen müssen. Aber auch die andern Gebiete sind fast alle in der Lektüre der Männer vertreten. Hart ist unser Kampf um Sauberhaltung unserer Bücher, besonders bei den Buben, aber ich denke, wir kommen auch hier voran.

Unsere größte Sorge aber ist das Wachsen der Arbeit selbst. An einzelnen Stellen mußten wir schon teilen, Orte, die wir zusammen an einem Nachmittag auffuchen wollten, müssen getrennt werden, für jede der Gemeinden wird ein Nachmittag notwendig. Andere Orte melden sich und bitten um Anschluß. Alles drängt auf Ausbau und Erweiterung der Arbeit. Doch das sind Wachstumsorgen für die Zukunft.

Besteht Aussicht, an einem der uns angeschlossenen Orte eine Gemeindebücherei einzurichten, so begrüßen wir das sehr und arbeiten darauf zu, uns selbst an diesem Orte überflüssig zu machen. Das wäre uns das liebste, wenn Ortsbüchereien uns erlaubten, andere Gemeinden mit unserem Wagen aufzusuchen. Doch darauf besteht noch wenig Hoffnung.

Von der Konstruktion des Wagens läßt sich ohne Bilder wenig sagen. Er besteht aus zwei nur von hinten aus zugänglichen Kammern, die hoch genug sind, um in ihnen stehen, und gerade breit genug sind, um sich gut darin bewegen zu können. Die Bodenfläche wird durch eingepasste Kästen für die Kartothek und zurückkommende Bücher ausgenüßt. Die Hauptschwierigkeit war, die Bücher beim Fahren vor dem Herausfallen aus den Bestellen zu schützen und sie doch leicht greifbar zu machen. Auch unsere Arbeitsräume mußten besonders gestaltet werden, da sie neben Arbeitsplätzen das Büchermagazin und das Bücherauto in möglichst enge Verbindung bringen mußten. Doch konnte diese Frage durch das besondere Entgegenkommen der Stadt Saarbrücken gut gelöst werden. Daß auch sonst noch manche Fragen — praktischer und prinzipieller Art — bei

einer solchen neuen Betriebsform auftauchen, ist selbstverständlich, doch ist die Erfahrungsperiode noch nicht groß genug, um darauf hier schon einzugehen. Entscheidend ist uns aber natürlich auch bei dieser Arbeit, daß alles Technisch-Organisatorische im Dienst des volkspädagogischen Gedankens steht und von diesem seine Bestaltung erfährt.¹ Dr. Adolf Waas

Eröffnung der Stadtbücherei Plauen

Am 21. Januar 1928 fand die Eröffnung der Stadtbücherei Plauen statt, zu deren Leitung Herr Dr. Bruno Sauer Stettin, berufen wurde. Namens der Stadt begrüßte der Degenrat, Stadtrat Dr. Köh, die Erschienenen, er dankte der Deutschen Zentralkasse für volkstümliches Büchereiwesen, die durch Bibliothekar Hans Hofmann vertreten war, sowie der Städtischen Bücherei Dresden für die Gutachten, die sie für den Ausbau der Plauener Bücherei ausgearbeitet hatten, gab einen Rückblick über die Entwicklung der Büchereiverhältnisse in Plauen, das bisher über eine neuzeitliche städtische Bildungsbücherei noch nicht verfügte, und bat die städtischen Körperschaften um ihre weitere tatkräftige Mitarbeit bei den großen und bedeutsamen Aufgaben, die die Stadt Plauen auf diesem Gebiete jetzt begonnen habe. Der Vertreter der Deutschen Zentralkasse überbrachte zugleich im Namen der Sächsischen Facharbeitsstelle und der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig die besten Wünsche für eine gedeihliche Entwicklung der neuen Bücherei und gab der Bereitschaft zu sachlicher Zusammenarbeit zum Besten des sächsischen Büchereiwesens Ausdruck. Danach legte Stadtbibliothekar Dr. Sauer an Hand der Entwicklung des deutschen Büchereiwesens die Aufgaben der Stadtbücherei Plauen dar. Er wies mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß für die großstädtischen Büchereien aller Ehrgelz, den alten Stadt- und Archibibliotheken in Beträchtigung besonderer Kostbarkeiten aus der Literatur vergangener Jahrhunderte gleichzukommen, das größte Verhängnis bedeute, die Aufgabe viel mehr klar und eindeutig auf der bildungspflegerischen Seite liege. Allerdings sei hier von den in der Öffentlichkeit vielfach noch verbreiteten Anschauungen über die „Volksbibliothek“ abzurücken. Die moderne öffentliche Bücherei als Glied der kommunalen Bildungspflege bedürfe auf dem Gebiet der Schönen wie der belehrenden Literatur fester Grundfäße, die ihren Charakter als Bildungstätte deutlich in Erscheinung treten lassen. Wesentliche Voraussetzung für einen solchen planmäßigen Bestandsaufbau, der die Grundlage für alle anderen volkspädagogischen Maßnahmen der Bücherei bilde, sei die Bereitstellung der erforderlichen Mittel. Wie die Stadt Plauen in der Bereitstellung neuer Räume, die besonders eine befriedigende Lösung der Lesesaalfrage ermöglichte, ihren Willen zu neuzeitlicher Büchereiarbeit gezeigt habe, so müsse auch auf diese und andere damit verbundenen Aufgaben sich die besondere finanzielle Sorge der Stadt erstrecken.

Wir hoffen, daß die Stadt Plauen, deren Oberbürgermeister und Vertreter der städtischen Körperschaften den eindringlichen Darlegungen Dr. Sauer mit starker Anteilnahme gefolgt waren, der neuen Stadtbücherei, für die von Dr. Sauer unter nicht geringen finanziellen und personalen Schwierigkeiten die Anfänge geschaffen sind, die Entwicklungsmöglichkeiten gewährt, die allein eine wirkliche Entfaltung der neuen Bücherei bringen können.

D. D.

¹ Abbildungen der fahrbaren Bücherei an der Saar hoffen wir in einer der nächsten Nummern der „Hefte“ bringen zu können. Die Schriftleitung

Zum Besprechungswesen der „Feste“

Im vorliegenden Heft können wir seit längerer Zeit zum ersten Male wieder in größerem Umfang Besprechungen aus dem Gebiete der Schönen Literatur bringen. Wir sind uns bewußt, daß es für die Leser der „Feste“ ein schwer fühlbarer Mangel gewesen ist, daß im letzten Jahrgang gerade Werke der Schönen Literatur nur in sehr bescheidenem Umfang besprochen werden konnten. Aber wir waren auch fest davon überzeugt, daß die Gewinnung und Auswahl neuer Mitarbeiter für die schwierige Aufgabe der Besprechung der Schönen Literatur bei einer Zeitschrift wie der unseren mit einer besonderen Verantwortung verbunden ist. So erwünscht und dringend möglichst zahlreiche und rasche Besprechungen von Werken der Schönen Literatur sind, oberster Grundsatz mußte für diese Zeitschrift stets das Streben nach sachlicher Zuverlässigkeit, Ermittlung der wesentlichen volkspädagogisch-literarischen Werte und begründeter Urteilsbildung bleiben. Damit sind von vornherein Forderungen aufgestellt, die sowohl die Zahl der für eine solche Arbeit in Betracht kommenden Persönlichkeiten wie auch die Zahl der auf diese Weise zu besprechenden Werke wesentlich einschränken. Dem aufmerksamen Leser der Besprechungen unserer „Feste“ wird nicht entgangen sein, daß eben aus diesen Gründen sich auch eine Verschiebung des Charakters und der Bedeutung der einzelnen Besprechungen angebahnt hat. Von Anfang an wurde in den „Festen“ angestrebt, nach Möglichkeit fertige Urteile, schlagwortartige Verwendungshinweise zu vermeiden und an Stelle dessen die Elemente, die zu einer volkspädagogisch begründeten Urteilsbildung erforderlich sind, herauszustellen und so dem Leser die Findung eines aus eigener Auseinandersetzung und Entscheidung entstandenen Urteils zu ermöglichen. Uns scheint, daß die Besprechungen in den „Festen“ sich immer mehr nach dieser Richtung hin entwickelt haben. (Der größere Umfang, den viele Besprechungen angenommen haben, hat natürlich hierin einen wesentlichen Grund.) So sind in vielen Fällen aus anfänglich kurzen, oft apodiktisch erscheinenden Anschaffungsentscheidungen sehr ausführliche, oft weit ausfallende, zu den Zentralfragen der Volksbildung führende Beispiele volkspädagogischer Literaturkritik geworden.

Diese Entwicklung hat naturgemäß ihre Vorteile und Nachteile. Für den Bücherleiter, der vor dem schwierigen Geschäft des Bestandsaufbaues steht, treten die Fragen und Probleme der allgemeinen volkspädagogischen Literaturkritik weit — oft zu weit — in den Hintergrund. Er sucht und braucht zuverlässige Hilfsmittel und Ratgeber für die Anschaffungsentscheidung. Doch auch er wird sich immer vor Augen halten müssen, daß hier von der Sache aus Schnelligkeit und Vollständigkeit der Besprechungsarbeit in notwendigem Gegensatz zu Besiegenheit und Zuverlässigkeit stehen, daß gerade hier zu der notwendigen Tiefe und Reife des Urteils ein Sichvertiefen und ein Austeilslassen erforderlich sind, die mit Tempo und Masse schwer vereinbar sind. Für die innere Erhaltung der volkstümlichen Bücherei ist aber eine solch überlegte, fest begründete Auswahl mindestens bei den tragenden Fundamenten des Bestandsaufbaues der volkstümlichen Bücherei unbedingt notwendig.

Andererseits darf nicht verkannt werden, daß der Bücherleiter — besonders der der großen und mittleren Bücherei — in manchen Fällen Anschaffungen vornehmen muß, ohne daß er dafür schon im Augenblick die letzte Begründung haben kann. Uns scheint, daß daraus eine gewisse Bliederung der Arbeitsaufgaben sich ergibt und nachdrücklichst zu unterscheiden ist zwischen den ausgeführten, begründeten Besprechungen, die zugleich als Beispiele für die — erst noch aufzubauende — volkspädagogische Literaturkritik anzusehen sind, und zwischen den Anschaffungshilfen, Hinweisen, Mitteilungen, die selbstverständlich auch nur auf Grund einer Lektüre der Werke gegeben werden können, die aber eine endgültige Entscheidung über Wert und Bedeutung dieser Werke, über ihre Verwendbarkeit innerhalb der verschiedenen großen Büchereien und der einzelnen Leserkreise naturgemäß noch nicht enthalten können.

Die Formen, in denen diesen beiden, in sich sehr verschiedenartigen Aufgaben entsprochen werden kann, sind natürlich verschieden und ihre Übergänge fließend. Als Beispiele für die reinen Formen können angesehen werden die beiden Beiträge über die drei Zeitsromane (im XI. Bd., S. 305 ff. und im XII. Bd., S. 1 ff.) einerseits, die Übersichtslisten über Neuerscheinungen (im XI. Bd., S. 108 und 352) anderseits. In den Besprechungen selbst finden sich beide Formen und zahlreiche Mischformen. Die gut durchgestalteten Kataloge mit besonderen Hilfen für die Verwendbarkeit in anderen Büchereien gewinnen in diesem Zusammenhang ebenfalls ihre besondere Bedeutung.

Wir betrachten es als eine der wichtigsten Arbeiten für den Ausbau nicht nur dieser Zeitschrift, sondern unserer volksbibliothekarischen Berufskunde überhaupt, immer mehr und immer bessere Lösungen für diese Aufgaben zu finden.

Die Schriftleitung

Staatsprüfung im Volksbüchereiwesen

In der Zeit vom 19.—29. März 1928 fanden die Prüfungen für den Dienst an volkstümlichen Büchereien vor dem sächsischen Prüfungsamt für Bibliothekswesen statt. Der Prüfung unterzogen sich nach vorheriger zweijähriger Ausbildung auf der Deutschen Volksbüchereischule zu Leipzig insgesamt 16 Herren und Damen.

Der Staatsangehörigkeit nach entfallen von den Prüflingen auf Preußen 8, auf Sachsen 3, auf Bayern 2, auf Baden 1, auf Thüringen 1, auf Württemberg 1. Die Prüfung wurde von sämtlichen Teilnehmern mit Erfolg abgelegt. Zwei erhielten als Gesamtzeugnis 1, elf 2, drei 3. Sämtliche Teilnehmer haben bereits Anstellung in Leipzig und außerhalb Leipzigs gefunden.

Lehrgänge Deutsche Zentralstelle

Auch in diesem Jahre wird die Deutsche Zentralstelle eine Reihe von Lehrgängen in Leipzig abhalten. Mit Rücksicht auf größere zusammenhängende Aufbauarbeiten, die während der Sommermonate durchgeführt werden müssen, werden die Lehrgänge aber voraussichtlich erst im Herbst und in den Wintermonaten stattfinden können. Da bereits aus dem vorigen Jahre Anmeldungen vorliegen, bitten wir jedoch die Beratungsstellen, die Teilnehmer zu diesen Lehrgängen entsenden wollen, sowie die einzelnen Büchereileiter, die an diesen Lehrgängen teilnehmen wollen, um möglichst rechtzeitige vorherige Meldung, mit Angabe der Art des Lehrganges (Einführungsehrgang, Fortführungsehrgang, Speziallehrgang zu einzelnen Gebieten), an dem sie teilnehmen wünschen. Nähere Auskunft durch die Abteilung für Unterricht und Fortbildung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Leipzig N 22, Richterstraße 8.

Jahresversammlung Deutsche Zentralstelle

Die Jahresversammlung der Deutschen Zentralstelle findet am 4. und 5. Mai 1928 in Leipzig statt. Für den 4. Mai ist die Mitgliederversammlung mit dem erforderlichen Geschäfts- und Kassenberichten vorgesehen. Am 5. Mai soll in Verbindung mit der Sitzung des Verwaltungsausschusses, bei der besonders über die Tätigkeit des Instituts für Leser und Schrifttumskunde Bericht zu erstatten ist, eine allgemeine sachliche Veranstaltung stattfinden, für die die beiden Themen vorgesehen sind: „Fragen der Literaturkritik“ und „Die Bedeutung zentraler Arbeitsstellen für den staatlichen und kommunalen Aufbau des Büchereiwesens“. Schriftliche Einladungen werden den Mitgliedern und Teilnehmern der Deutschen Zentralstelle sowie den Vertretern im Verwaltungsausschusse rechtzeitig durch die Geschäftsstelle zugehen.

Neue Schriften

In der Sammlung Schriften zur Bücherfrage sind soeben erschienen: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bucherei. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen, verfaßt von Walter Hofmann. Volkstümliches Bücherwesen im Regierungsbezirk Plogniß. Im Auftrage des Herrn Regierungspräsidenten zu Plogniß herausgegeben von Hans Hofmann. Näheres siehe aus den Anzeigen auf der vierten Umschlagseite.

Personalnachrichten

Oberregierungsrat Dr. Robert von Erbberg, Dezernent für das Volksbucherei- und Volkshochschulwesen im Preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ist zum Ministerialrat ernannt.

Zum Leiter der neugegründeten Stadtbucherei Allenstein, die zugleich als Modellbucherei der ostpreussischen Beratungsstelle dienen soll, wurde Dr. Wilhelm Schröder, Leiter der Beratungsstelle für Ostpreußen, gewählt. Diese für die erste Nummer bestimmte Anzeige ging uns leider erst während des Druckes zu.)

In den Mitarbeiterkreis der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen treten als Referenten für das Gebiet der Schönen Literatur die Herren Dr. Fritz Klatt-Prerob-Darß und Stubenrat Christian Tränkner-Schleswig ein. Beide Herren sind seit Jahren in der freien Volksbildung an hervorragender Stelle tätig gewesen; wir sind gewiß, daß der innere Ertrag all dieser Bemühungen in der praktischen Volksbildung auch für die neue Arbeit eine wesentliche Bereicherung und Vertiefung bedeuten wird. Dr. Klatt wird sich neben der Schönen Literatur vor allem mit dem Gebiet der Lebensbilder befassen, Herr Tränkner die norddeutsche Literatur sowie überhaupt die allgemein bedeutsame Heimatliteratur und die Dichtung pflegen.

Dr. Konrad Ameln hat am 1. April 1928 seinen Wohnsitz von Leipzig nach Kassel verlegt, um für die Arbeit der Singbewegung unmittelbarer zur Verfügung zu stehen. In seiner Mitarbeit für die Städtischen Bücherhallen und die Deutsche Zentralstelle sowie für diese Zeitschrift treten dadurch wesentliche Änderungen nicht ein. Der neu abgeschlossene Vertrag wird ihm in erhöhtem Maße die Möglichkeit geben, ohne Bindung an ein bestimmtes Angestelltenverhältnis an den bedeutungsvollsten Veranstaltungen des Musiklebens und der Jugendmusikbewegung teilzunehmen, was wir auch im Interesse seiner literarischen Arbeiten für unsere Hefte nur begrüßen.

Druckfehlerberichtigung

In der letzten Nummer der Hefte sind folgende Druckfehler unterlaufen:
Auf S. 31, Zeile 3, muß es heißen „im üblichen Sinne“ statt „im üblen Sinne“.
Auf Zeile 7 derselben Seite „würde“ statt „wurde“.
Auf S. 32 muß es heißen: „in Plogniß“ statt „in Odell“.

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. Rudolf Angermann, Hagen, Westf., Badstraße 2, Dr. Georg Koch, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, Sieben, Marktstraße 26, Dr. Adolf Waas, Saarbrücken 1, Roosstraße 1 sowie von folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Bücherwesen: Hans Hofmann, Elise Hofmann-Bosse, Dr. Walter Doyer, Dr. Fritz Klatt, Margarete Köhle, Dr. Peter Langendorf, Christian Tränkner.

Bei der
Freien öffentlichen Landesbücherei in Gera
mit der die
**Thüringische Landesberatungsstelle für das volkstümliche
Büchereiwesen**

verbunden ist, soll am 1. April d. J. oder später ein

1. Bibliothekar

nach den Bestimmungen des Tarifvertrags für die Angestellten der Thüringischen Staatsverwaltungen mit einer seiner Vorbildung und bisherigen Tätigkeit gemäßen Vergütung eingestellt werden. Es kommen nur Bewerber in Frage, die die Reifeprüfung an einer höheren Lehranstalt und die volkshilfbüchereiarbeitliche Fachprüfung mit Erfolg abgelegt haben, reiche Erfahrung in der volkstümlichen Büchereiarbeit, auch im Beratungswesen, besitzen und zu selbständiger Arbeit besonders befähigt sind. Erwünscht ist akademisches Studium mit Promotion

Außerdem soll die Stelle des

2. Bibliothekant

nach denselben Bestimmungen mit Vergütung der Gruppe VII, Ortsklasse B, besetzt werden. Bewerber(innen) müssen für den volkshilfbüchereiarbeitlichen Dienst geprüft und längere Zeit volkshilfbüchereiarbeitlich tätig gewesen sein

Bewerbungen mit selbstgeschriebenen ausführlichen Lebenslauf und beglaubigten
Zeugnisabschriften sind baldigst einzureichen an die

Freie öffentliche Landesbücherei in Gera, Goethestraße Nr. 1a

Angestellter für den Bibliotheksdienst in der Stadtbücherei Berlin-Treptow

Verlangt: Staatliche Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst, mehrjährige Praxis im Volksbüchereiwesen. Vergütung voraussichtl. nach Vergütungsgruppe 4b des Angestellten-Tarifvertrages. Dienstantritt 1. April 1928. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften an Stadt Berlin, Bezirksamt Treptow, Berlin-Treptow, Neue Bruggallee 1-3, bis zum 15. Februar 1928

Berlin-Treptow, den 13. Januar 1928

B e z i r k s a m t T r e p t o w

PREISLISTE 1928

der

ABTEILUNG FÜR TECHNISCHEN BÜCHEREIBEDARF

ist mit vielen Abbildungen, genauer Beschreibung der Ausführung und der Beschaffenheit der Materialien vor kurzem erschienen. Jede Büchereiverwaltung, die ihre Verwaltungsbehelfe zweckmäßig — preiswert — jederzeit rasch nachlieferbar beziehen will, verlange underechnet die neueste Preisliste. Die Ausarbeitung von genauen Plänen für die Einrichtung oder Umgestaltung von öffentlichen Büchereien erfolgt sachgemäß durch die volksbibliothekarisch geleitete Beratungsabteilung. Nähere Auskunft durch die

DEUTSCHE ZENTRALSTELLE
FÜR VOLKSTÜMLICHES BÜCHEREIWESEN
LEIPZIG N 22, RICHTERSTR. 8

Stadtbücherei Spandau

In der Stadtbücherei Spandau ist eine

Bibliotheksobersekretär(in) = Beamtenstelle

zum 1. April 1928 zu besetzen.

Befordert: Staatliches Diplomzeugen und volksbibliothekarische Erfahrung, besonders gründliche und umfassende Kenntnis der schönen Literatur.

Anstellung erfolgt zunächst alsapl. Bibliotheksobersekretär(in) auf mindestens drei Jahre. Praktische Tätigkeit nach Ablegung der Diplomprüfung kann auf das Diakariat angerechnet werden, jedoch ist in jedem Falle eine halbjährige Probezeit abzuleisten. Die Vergütung während der diaktarischen Beschäftigung beträgt:

im 1. und 2. Dienstjahre 2250— RM.

im 3. Dienstjahre 2400— RM.

Daneben werden der volle Wohnungsgeldzuschuß und der örtliche Sonderzuschlag gewährt. Bei planmäßiger Anstellung erfolgt Einreihung in die Gruppe IV B der neuen Befoldungsordnung der Stadt Berlin (2800—5000).

Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind bis zum 5. März 1928 an das

Bezirksamt Berlin = Spandau
einzureichen.